

Biblioteca Digital Curt Nimuendaju

<http://biblio.etnolinguistica.org>

Ehrenreich, Paul. 1905. Die Ethnographie Südamerikas im Beginn des XX. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung der Naturvölker. *Archiv für Anthropologie*, Neue Folge, Band III, p. 39-75.

Permalink: http://biblio.etnolinguistica.org/ehrenreich_1905_ethnographie

O material contido neste arquivo foi escaneado e disponibilizado online com o objetivo de tornar acessível uma obra de difícil acesso e de edição esgotada, não podendo ser modificado ou usado para fins comerciais. Seu único propósito é o uso individual para pesquisa e aprendizado.

Possíveis dúvidas ou objeções quanto ao uso e distribuição deste material podem ser dirigidas aos responsáveis pela Biblioteca Digital Curt Nimuendaju, no seguinte endereço:

<http://biblio.etnolinguistica.org/contato>

O presente trabalho, extraído de volume digitalizado pelo projeto Google Books, foi disponibilizado pela equipe da Biblioteca Digital Curt Nimuendaju em julho de 2010.

ARCHIV
FÜR
ANTHROPOLOGIE

ORGAN DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR
ANTHROPOLOGIE, ETHNOLOGIE UND URGESCHICHTE
BEGRÜNDET VON A. ECKER UND L. LINDENSCHMIT

HERAUSGEGEBEN VON

JOHANNES RANKE

GENERALSEKRETÄR DER DEUTSCHEN ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT

UND

GEORG THILENIUS

NEUE FOLGE — BAND III

(DER GANZEN REIHE XXXI. BAND)

MIT 17 TAFELN, 638 EINGEDRUCKTEN ABBILDUNGEN, 1 PLAN UND 1 KARTE

BRAUNSCHWEIG

DRUCK UND VERLAG VON FRIEDRICH VIEWEG UND SOHN

1905

II.

Die Ethnographie Südamerikas im Beginn des XX. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung der Naturvölker.

Von Dr. Paul Ehrenreich, Privatdozent an der Universität zu Berlin.

Vorbemerkung.

Die vorliegende Abhandlung ist im wesentlichen eine erweiterte Neubearbeitung des im Jahre 1891 in Petermanns Mitteilungen veröffentlichten Aufsatzes: „*Ueber die Einteilung und Verbreitung der Völkerstämme Brasiliens*“. Sie behandelt aber diesmal die Ethnographie des gesamten Südamerika, wobei natürlich neben den Wildstämmen auch die alten Kulturvölker der Andesländer kurz zu berücksichtigen waren.

Da die Arbeit den Wünschen der Herausgeber dieses Archivs gemäß zunächst nicht für Amerikanisten von Fach, sondern für weitere wissenschaftliche Kreise bestimmt ist, indem sie allen Mitarbeitern auf ethnologischem und anthropologischem Gebiete zur Orientierung über den gegenwärtigen Stand der völkerkundlichen Forschung in Südamerika dienen soll, so durfte von einer ausführlichen Angabe und Kritik der älteren Quellen abgesehen werden. Es sind vielmehr nur die neuesten Publikationen aufgeführt, namentlich solche, die zugleich eine umfassendere Literaturangabe enthalten. Auch in der Auswahl der zu behandelnden Stämme war mit Rücksicht auf den verfügbaren Raum eine Beschränkung auf das Wichtigste nötig. Es sind im allgemeinen nur solche Völkerschaften erwähnt, die im XIX. Jahrhundert noch vorhanden waren, erloschene nur insoweit ausführliche Nachrichten über sie vorliegen. Eine Hauptschwierigkeit solcher Arbeiten bietet bekanntlich die Rechtschreibung der Namen. Phonetische Transkription ist nur bei der sehr geringen Zahl sicher festgestellter einheimischer Namen anwendbar, nicht aber bei solchen, die ungenau überliefert oder verstümmelt sind. Unzweckmäßig ist sie bei Namen, die europäischen Sprachen entlehnt oder seit langer Zeit in der geographischen Nomenklatur

fixiert sind. Aus praktischen Gründen wird daher im Prinzip die überlieferte Schreibweise möglichst beibehalten und zwar besonders in den Anfangsbuchstaben. Es ist also im allgemeinen der *k*-Laut vor *a*, *o*, *u* mit *c* wiedergegeben, während vor *e* und *i* die Schreibart *qu* möglichst vermieden und nur da beibehalten ist, wo wir das ganze Wort nur in seiner spanischen oder hispanisierten Form kennen.

Den Laut *š* (sch), der in der älteren portugiesischen Orthographie meist durch *x* ausgedrückt wird, ersetzen wir in eingeborenen Namen durch *sh*, in portugiesischen nach der neueren Schreibweise durch *ch*, also Shambioa, aber Chavante.

Für *tš* (tsch) ist in spanischen oder einheimischen Namen des spanischen Sprachgebietes *ch* beibehalten, ebenso für *w* die Umschreibungen durch *u*, *gu* und *hu*.

In einigen Fällen mußte das überlieferte *j* (sowohl der spanische Guttural wie der portugiesische weiche Zischlaut *ž*) durch den Palatal *y* als korrekteren Laut ersetzt werden, z. B. Pioye, Caraya statt Pioje Caraja, ebenso Yuruna Yamamadi u. a.

Das Pluralzeichen *-s* ist nur solchen Namen angefügt, die einfache Adjektiva oder Partizipien spanischer und portugiesischer Verba sind, wie Orejones, Encabellados, Coroados, Colorados u. a.

Abkürzungen in den Literaturangaben sind:

Z. f. E. = Zeitschrift für Ethnologie, Berlin.

V. B. A. G. = Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft.

Am. Congr. = Comptes rendus du Congrès international des Américanistes.

Einleitung.

Die eigenartige Bedeutung der amerikanischen Völkerkunde liegt, wie Bastian einmal treffend hervorhebt darin, daß „hier die in der Alten Welt durch Theorien zu überbrückende Kluft zwischen prähistorischer und historischer Zeit realistisch ausgefüllt sei, infolge lebendigen Fortlebens derjenigen Naturstämme, aus deren Wurzeln die Kultur der geschichtlichen Völker hervorblühte“.

Dies gilt nun ganz besonders für die südliche Hälfte des Kontinents, die nächst Afrika noch heute die größte Zahl solcher Naturvölker beherbergt. Ihre wissenschaftliche Erforschung ist leider im Vergleich zu der der nordamerikanischen Stämme außerordentlich im Rückstande geblieben. Erst seit zwei Dezennien hat sie einen neuen Impuls bekommen, seitdem die kühne Durchquerung des bis dahin unbekanntesten Teiles des zentralbrasilischen Plateaus und die Erforschung des Rio Xingu durch K. von den Steinen und seine Gefährten die Existenz zahlreicher noch in präkolumbischen Verhältnissen der Steinzeit lebender Stämme nachwies. Ihre eingehendere Untersuchung durch weitere Expeditionen hat nicht nur die rationelle Klassifikation der südamerikanischen Stämme ermöglicht, sondern auch eine neue Basis für die Beurteilung primitiver Kulturzustände überhaupt geschaffen.

Aber auch abgesehen von der heutzutage seltenen Gelegenheit noch unberührte Menschen der steinzeitlichen oder vormetallischen Kulturperiode zu beobachten, wirken noch andere Momente mit, die der Erforschung dieser Stämme eine weit über das spezielle Interesse des Amerikanisten hinausgehende Bedeutung verleihen.

Es ist zunächst die Abhängigkeit der Kulturform von der umgebenden Natur und den geographischen Verhältnissen mit besonderer Durchsichtigkeit hier erkennbar, wo primitive Stämme über einen ganzen großen Kontinent hin verteilt sind, der die allerverschiedenartigsten Formen der Oberflächengestaltung, der vertikalen Gliederung und des organischen Lebens zeigt.

Dazu kommt, daß nicht nur die untergegangene autochthone Kulturwelt in ihren Resten und Traditionen überall den Zusammenhang mit den Wildstämmen noch erkennen läßt, sondern auch die der modernen Zivilisation unterworfenen Mischlingsbevölkerung in Sprache, Sitte und Kulturbesitz noch manches aus ihrer freilich nicht weit zurückliegenden „Urzeit“ in die Gegenwart herüber gerettet hat.

Wichtig ist ferner, daß die Naturvölker Südamerikas im Gegensatz zu denen der anderen Erdteile einen gewissen Grad geschichtlicher „Tiefe“ haben (im Sinne Ratzels). Unsere Kenntnis von ihnen reicht, soweit es sich um genauere Angaben handelt, viel weiter zurück als bei den altweltlichen. Bei einigen, wie Feuerländern (Ona) Araukanern, Ost-Tupi und einigen Arowaken (Taino) verfügen wir über Beobachtungsreihen, die 350 bis 450 Jahre zurückreichen. Es ist dies einmal für die Beurteilung der Persistenz sprachlicher Merkmale von Bedeutung, da sich die früher viel verbreitete Annahme einer rapiden Veränderung schriftloser Sprachen durch den Vergleich der älteren Sprachproben mit den späteren als irrtümlich erweist. Ferner gewinnen wir interessante Einblicke in den Akkulturationsprozeß, der sich bei vielen wilden Stämmen lange vor ihrer eigentlichen Unterwerfung unter das Joch

der Weißen durch den Import von Kulturgütern, namentlich Eisenwerkzeugen und Haustieren vollzog. So hat die Einführung des Pferdes bei den südlichen Stämmen während des ersten Jahrhunderts der Conquista zu einer völligen Neugestaltung aller Lebensverhältnisse geführt. Bei anderen hat die Webekunst durch Einführung vollkommener Apparate eine eigenartige Weiterbildung erfahren (Guaicuru, Machicui, Camé), bei den ostperuanischen, chilenischen und Pampasstämmen die Metallurgie, besonders die Silberbearbeitung, bei der sich peruanische Einflüsse mit altweltlichen kombinierten.

Anthropologisch sind die Südamerikaner von den Stämmen des nördlichen Kontinents nicht zu trennen. Hier wie dort besteht eine große Mannigfaltigkeit von Typen in Gesichtsbildung, Schädelform und Proportionen, die teils mongoloide, teils feinere, fast kaukasische Bildungen aufweisen. Kaum gibt es im Süden eine Form, die im Norden nicht ein Analogon hätte. Ein Unterschied besteht nur insofern, als im Süden hellere Hautfärbungen, größere Staturen und gekräuselttes Haar häufiger vorkommen. Die Differenzen sind immer noch geringer als die, welche die mittelländische Rasse, ja selbst ihr europäischer Zweig aufweist.

Ebenso wie wir berechtigt sind, die amerikanische Rasse als einheitlich aufzufassen, abgesehen von späteren von Asien aus erfolgten Beimischungen im äußersten Nordwesten, dürfen wir Nordamerika als ihre Urheimat, d. h. als den Schauplatz ihrer Differenzierung ansehen, während sie nach dem Südkontinent erst später gelangt ist. Daß hier der Mensch der Natur gegenüber als ein Fremdling und Eindringling erscheint, ist eine Beobachtung, die sich allen diese Tropengebiete studierenden Naturforschern aufdrängt, und durch die geologischen wie biologischen Verhältnisse dieses Erdteils a priori in hohem Grade wahrscheinlich gemacht wird.

Der Rasseneinheit steht gegenüber die völlige Trennung der ethnographischen Charaktere, der Sprachen und des Kulturbesitzes, die aber nicht durch den Isthmus selbst, sondern durch die das südliche Nicaragua kreuzende Linie bezeichnet wird, wo diejenigen Stämme beginnen, deren sprachlicher Zusammenhang mit dem kolumbischen Völkerkreis durch die neue-

sten Untersuchungen bewiesen wurde. Auch die Inseln des Antillenmeeres sind von Stämmen südamerikanischer Affinität bewohnt gewesen, die, wahrscheinlich, wie neuere Funde lehren, ihre Ausläufer bis an die Küste Floridas erstreckten.

Wir dürfen also nicht an eine kontinuierliche Einwanderung von Völkern über den Isthmus nach Süden denken, vielmehr ist die Völkerbildung, d. h. die sprachliche Differenzierung, erst lange nach der Verbreitung der Rasse eingetreten, so daß das Übergreifen südamerikanischer Stämme nach Norden gewissermaßen als eine Rückwanderung aufzufassen ist.

Rassenverbreitung und Völkerbildung sind auch hier ganz unabhängig voneinander zu betrachtende Momente.

Prinzipien der ethnologischen Einteilung.

Es ergibt sich aus dem Vorstehenden, daß wir Körpermerkmale nur mit Vorsicht für die ethnologische Klassifikation verwerten dürfen, nämlich nur in den Fällen, wo bestimmte anthropologische Typen mit sprachlich zusammengehörigen und damit wohl auch blutsverwandten Gruppen zusammenfallen, wie wir das z. B. bei den großen isolierten Völkern der Bororo und Caraya, sowie den ostbrasilischen Gês-Nationen konstatieren können. Dagegen müssen wir stets darauf gefaßt sein, daß weit zerstreute Stämme gleicher Sprachgruppe wie Karaiiben, Arowaken, Tupi beträchtliche somatische Verschiedenheiten aufweisen. Auch können Eigentümlichkeiten des gleichen Milieus den Völkern verschiedenen Stammes ein ähnliches Gepräge geben, wie dies bei den Punabewohnern der Kordillern der Fall ist. Jedenfalls ist es unwissenschaftlich, heterogene Stämme auf Grund willkürlich herausgegriffener Merkmale, wie namentlich Schädelindizes, zu Unterrassen vereinigen zu wollen. So verdient der Versuch Denikers, dem Verneau und andere gefolgt sind, aus Feuerländern und Botokuden, Patagoniern und Bororo nach ganz oberflächlichen somatischen Äußerlichkeiten, die nicht einmal unbestritten sind, eine Art alter Urrasse zu konstruieren die allerschärfste

Zurückweisung, zumal diese Annahme bereits in die Lehrbücher überzugehen droht¹⁾.

Eine einigermaßen befriedigende Orientierung in dem Wirrsal der unzähligen kleinen Stämme läßt sich nur auf linguistischer Basis durchführen. Eine prinzipielle Schwierigkeit ist dabei nur die mangelhafte Kenntnis dieser Sprachen, von denen nur ein kleiner Teil grammatisch bearbeitet ist, während wir uns für die Mehrzahl mit mehr oder weniger dürftigen Vokabularien begnügen müssen. Es hat sich indessen ergeben, daß auch Vokabularien, sofern sie nur eine Reihe erfahrungsgemäß sehr konstanter „Leitwörter“ enthalten, insbesondere die Bezeichnungen der Körperteile, eine bedeutende Beweiskraft innewohnt.

Sehr häufig sind auch auf Grund spärlicher Wörterlisten vermutete Zusammenhänge später glänzend bestätigt worden, wenn reicheres Material hinzukam.

In manchen Fällen leitet schon der bloße Stammesname, wenn er wirklich indigen ist, auf den richtigen Weg. So deuten z. B. Stammesnamen mit der Endung *oto* fast stets auf karaimische, solche mit den Endsilben *krin*, *kling*, *klang* auf Gês-Verwandtschaft.

Ein gutes äußerliches Hilfsmittel bieten im übrigen die Stammestätowierungen. So hat sich z. B. die eigentümliche Gesichtstätowierung der karaimischen *Apiaka* am *Tocantins* auch bei den sogenannten *Araras* des *Madeira* und *Xingu* gefunden, über deren Sprache man nichts weiß, bis in neuester Zeit *Coudreau* die sprachliche Identität beider Stämme erwies.

Die Nomenklatur der südamerikanischen Stämme ist bis in die Neuzeit hinein in der denkbar größten Verwirrung gewesen. Nur von einem kleinen Teile derselben kennen wir die wirklichen einheimischen Namen und wo dies der Fall ist, haben sie die einmal eingebürgerten Vulgärnamen meist nicht verdrängen können. Es wäre dies weiter kein Übelstand, wenn man die von den Europäern gegebenen Bezeichnungen wenigstens konsequent verwendet und nicht oft völlig heterogene

Stämme mit demselben Namen zusammengefaßt hätte. Soweit sie den europäischen Sprachen entlehnt sind, sind diese Namen vielfach ganz willkürliche und triviale Bezeichnungen gewisser äußerer Eigentümlichkeiten der Eingeborenen. So nannte man „*Coroados*“ (Gekrönte) die mit Haarschur versehenen Stämme, „*Lenguas*“ (Zungen) solche mit weit durchbohrter Unterlippe, „*Botocudos*“ solche die faßspundartige Ohr- oder Lippenpflocke trugen. „*Orejones*“ waren Leute mit lang herabhängenden Ohrläppchen, „*Ecabellados*“ solche mit langem Haar usw. Nachdem man die Karaimen als Menschenfresser kennen gelernt, gewöhnte man sich, alle Stämme, die dieser Sitte huldigten, als Karaimen zu bezeichnen. Ebenso erhielten dann wieder Zusammengehörige, auch wenn sie einen gemeinsamen Namen besaßen, verschiedene Bezeichnungen. So gibt es im Chaco Stämme und Horden, die mit 20 verschiedenen Namen in der Literatur vorkommen.

Eine weitere Quelle der Verwirrung bildeten die indianischen Namen selbst, sofern man nämlich manche Stämme mit dem Namen benannte, den ihnen vielleicht ganz anderen Sprachfamilien angehörige Nachbarn gaben. Dabei sind nicht nur Mißverständnisse gewöhnlich, sondern es werden auch Spott- und Spitznamen registriert und endlich Sippen- und Clanbezeichnungen, besonders totemistische Tiernamen, mit den ererbten Namen des Stammes konfundiert. Durch Rückübersetzung in die europäische Sprache entstehen dann z. B. Benennungen nach Tieren wie *Araras*, *Gaviões* (Geier), *Caracaras*, *Antas* usw. Das Verwirrendste ist aber, daß dadurch der fremde Stamm oft eine Bezeichnung erhält, die einer ganz verschiedenen Sprache angehört, wodurch eine vielleicht gar nicht bestehende Stammesverwandtschaft vorgetauscht wird. So wurden z. B. in Brasilien, nachdem sich die Tupisprache als „*lingua geral*“, d. h. als allgemeines Verständigungsmittel zwischen Weißer und Indianern herausgebildet hatte, zahllose Stämme mit Tupinamen belegt, die gar nichts mit den Tupi zu tun hatten. Dabei wurden wilde, den Tupi feindliche allophyle Stämme vielfach unter der Gesamtbezeichnung „*Tapuya*“, „*Feinde*“, zusammengefaßt, so daß sich im östlichen Südamerika

¹⁾ Für alle bei der anthropologischen Klassifikation in Betracht kommenden Gesichtspunkte sei auf meine „*Anthropologische Studien über die Urbewohner Brasiliens*“, Braunschweig 1897, verwiesen.

alles in die zwei großen Gruppen der Tupi und Tapuya gliedert.

Diese summarische Art der Einteilung hat sich bis weit ins XIX. Jahrhundert hinein erhalten und tritt besonders bei Orbigny noch deutlich hervor.

Selbst Martius, der durch Aufstellung seiner Gês-Gruppe den Grund zu einer neuen Klassifikation legte, stand noch unter dem Banne der noch heute in Brasilien herrschenden Tupimanie — wie man diese Geistesrichtung analog der früher bei uns herrschenden Keltomanie bezeichnen darf. In seinem ethnographischen Werk macht er fast auf jeder Seite den Versuch, Stammesnamen aller Art aus dem Tupi oft in gewaltsamster Weise mit den gewagtesten, nicht selten komisch wirkenden Etymologien zu erklären. Alle seine Deutungen sind jedenfalls nur mit dem größten Mißtrauen aufzunehmen. Ganz ähnlich liegen die Namensverhältnisse in anderen Teilen des Kontinents, z. B. in Ostperu und Ecuador und namentlich im Chaco, wo die Konfusion erst in den letzten Jahren einigermaßen gehoben wurde. Von den zahllosen Stammesnamen, die aus der Periode der Conquista und dem folgenden Missionszeitalter überliefert sind, läßt sich nur ein kleiner Teil mit heutigen Stämmen identifizieren. Eine ganze Anzahl ist überhaupt fabelhaft, wie die „Morcegos“ oder Fledermausleute, die von Raleigh erwähnten und besonders benannten „Kopflösen“, die Lafitau noch im XVIII. Jahrhundert in seinem Atlas abbildet. Die Bäume bewohnenden Pygmäen sind längst als wirkliche Affen (Coata) entlarvt worden. Übrigens ist der Glaube an solche Stämme noch heute bei den Indianern wie bei der „zivilisierten“ Mischlingsbevölkerung allgemein herrschend. Wie viele Stämme seit der Entdeckung untergegangen sind, läßt sich auch nicht annähernd schätzen.

Martius „Beiträge zur Ethnographie“ enthalten übrigens eine gute Zusammenstellung der meisten in Brasilien und Guayana aus früherer Zeit genannten Namen; für das Orinokogebiet ist die Festschrift der Hamburger geographischen Gesellschaft über die Welserrzüge von Wichtigkeit. Für das gesamte Amazonasgebiet hat Markham 1864 und 1893 ein freilich ziemlich fehlerhaftes Register aufgestellt.

Bei der Anwendung von Ausdrücken wie Volk und Stamm dürfen wir nicht vergessen, daß es hier zu einer eigentlichen Völkerbildung noch gar nicht gekommen ist. Wir haben es vielmehr fast überall nur mit einem Nebeneinander von Stämmen und Horden zu tun, die entweder ganz ohne Zusammenhang dastehen, oder sich nur gelegentlich zu gemeinsamen Unternehmungen vereinigen.

Bei den niedrigsten Stämmen, wie Botokuden und ihren Verwandten Guahibo, Guayaki, Feuerländern usw. sind politische Einheiten nur durch Großfamilien und Sippen gegeben. Ein Zusammenschluß solcher Horden und Sippen zu organisierten Stammeseinheiten, wie wir sie für die Rothäute Nordamerikas in typischer Weise kennen, scheint bei den Südamerikanern nur ganz ausnahmsweise wie bei Goajiro, Araukanern und vielleicht auch einigen Chacostämmen vorzukommen. Sehr häufig dagegen finden wir Dorfgemeinschaften, die zwar durch gemeinsame Namen, Abzeichen von Tätowierungen, Schmuckformen, Provenienzmärken (z. B. an Pfeilen und anderen Waffen) verbunden sind, aber für gewöhnlich keine gemeinsame engere Organisation haben, sich sogar manchmal feindlich gegenüberstehen (Ipurina und andere Stämme der westlichen Amazonaszuflüsse auch Jivaro und manche Chacostämme).

Mit Namen wie Karaißen, Arowaken, Tupi Gês fassen wir sprachverwandte Stämme zusammen, deren Zusammengehörigkeit erst durch wissenschaftliche Analyse festgestellt ist. Sie lassen sich in derselben Weise auf ein hypothetisches Urvolk zurückführen, wie die sogenannten indogermanischen Stämme der Alten Welt.

Da solche Stämme gleicher Sprachfamilie oft über ungeheure Gebiete zerstreut sind und ihre Sprachen durch lange Isolierung oder fremde Einwirkungen vielfach große Abweichungen im Wortschatz zeigen, so hat sich in der Regel kein Bewußtsein einer Verwandtschaft bei ihnen erhalten.

Bei Martius spielt noch der Begriff einer „Colluvies gentium“ eine Rolle. Es werden darunter zusammengelaufene Banden von Individuen verschiedenen Stammes und verschiedener Sprache verstanden, die unter sich eine Art

„Rotwälsch“ reden. Derartige Bildungen sind nirgends mit Sicherheit konstatiert und dürften, wo sie überhaupt vorkommen, nur ganz ephemere, unter dem Einfluß weißer Abenteurer zustande gekommene Erscheinungen sein.

Höchstens konnte man eine ethnographisch allerdings sehr merkwürdige Neubildung dahin rechnen: die aus organisierten Banden entlaufener Sklaven bestehenden Buschneger von Surinam mit ihrem eigentümlichen aus afrikanischen, englischen, holländischen, französischen und indischen Brocken gemischten Dialekt.

Systematische Übersicht der wichtigsten Stämme und Sprachfamilien.

Ethnographische Regionen. Die großen Stromsysteme Südamerikas, die die Ausbreitung und Wanderungsrichtung der Völker und Stämme bestimmt haben, geben uns auch die erste Unterlage für die ethnographische Gliederung. Es lassen sich so drei große Ländergebiete als ethnographische Regionen unterscheiden.

Die erste und größte umfaßt die vereinigten, tatsächlich auch hydrographisch eine Einheit bildenden Stromgebiete des Orinoko und des Amazonas mit dem dazwischen liegenden Plateau von Guayana. Sie schließt aber im Norden ethnographisch auch die Inseln der Antillen mit ein, während sie sich nach Süden über die Wasserscheide des brasilianischen Plateaus hinweg bis zum Paraguay und La Plata ausdehnt. Im Südwesten zieht die Grenze etwa unter dem 16° südl. Br. quer durch Bolivien, im wesentlichen durch den Guaporé und oberen Mamoré bestimmt.

Die zweite Region geht von dort bis zur Südspitze des Kontinents, umfaßt also alles Gebiet am rechten Ufer des Paraguay. Die ethnographische Grenze nach Westen fällt aber hier nicht wie bei der ersten Zone mit den Anden zusammen, sondern überschreitet sie im südlichen Chile.

Die dritte Region wird naturgemäß durch die Andenkette und die von ihnen ange-schlossenen, sowie den angelagerten Hochebenen selbst gegeben. Nur im Süden ist, wie gesagt,

die ethnographische Grenze nach Osten hin verwischt.

Jede dieser Zonen zerfällt in eine Anzahl von Unterabteilungen oder geographischen Provinzen von spezifischem ethnographischem Charakter. In der ersten unterscheiden wir die beiden Plateaus von Guayana und Brasilien, das dazwischen liegende Tal des Amazonashauptstromes, das Orinokobecken, das Tiefland der nördlichen Amazonas tributäre westlich vom Rio Negro, das südliche Amazonastiefland westlich vom Madeira, in dem wiederum die Stromgebiete des Purus und Jurua eine besondere Unterabteilung bilden.

Die zweite Zone zerfällt von Norden nach Süden in den sog. Gran Chaco vom Guaporé zum Rio Salado, die Ebene der Pampas bis zum Rio Negro und das Patagonische Plateau bis zum Feuerland.

Im Andengebiet, der dritten Zone, ist die ethnographische Gliederung durch die drei Kulturkreise der Chibcha-, Kechua- und Kolya-(Aymara-)Völker bestimmt. Die ursprünglichen Verhältnisse sind natürlich hier durch die allmähliche Absorption der meisten Naturstämme umgestaltet worden. Da auch die uralte Kolyakultur ebenso wie der Chimu an der Küste in dem Inkareich der Kechua aufging, so läßt sich in praxi hier nur von einem kolumbischen und peruanischen Kulturkreise reden, von denen dieser auch Ecuador und Bolivien mit umfaßt. Da jedes dieser kleineren Gebiete seine charakteristischen Stammesgruppen in ziemlich klaren Grenzen anschließt, so würden wir die ethnographische Gruppierung einfach nach geographischen Gesichtspunkten durchführen können, wenn nicht einige Völker, ihre ursprünglichen Sitze verlassend, sich weithin über die Nachbargebiete verbreitet und selbst weit entlegene Winkel erreicht hätten. Ihre Bruchteile finden wir so zwischen Stämmen ganz anderer Art eingeschoben, manchmal inselartig von allophylen Gruppen rings umschlossen, mit denen sie dann auch in eine Kultur gemeinschaftlich eingetreten sind. Es gilt dies hauptsächlich von den die großen Sprachfamilien der Tupi, Arowaken und Karaiben bildenden Stämmen, die wir deswegen auch von den anderen gesondert zu betrachten haben.

I.

Völker von Brasilien, Paraguay, Guayana, Venezuela und des Tieflandes von Kolumbien, Peru und Bolivien.

Tupi-Guarani. Diese Familie umfaßt die historisch wichtigsten Stämme Brasiliens und Paraguays, die aber auch in Bolivien und Guayana noch ansehnlich vertreten sind. Schon in der ersten Periode der Entdeckungen werden sie überaus häufig erwähnt und beschrieben. Die klassischen Berichte von Hans Staden, Léry und Thevet im XVI. sowie von Yves d'Evreux im XVII. Jahrhundert sind bei weitem die besten ethnographischen Schilderungen jenes Zeitalters.

Tupistämme erfüllten damals das ganze brasilianische Küstenland von 30° südl. Breite bis zum unteren Amazonas. Sie lebten in großen befestigten Dörfern, trieben neben Fischfang und Jagd eine nicht unbedeutende Agrikultur und übten selbst an den Küsten von Bahia und Maranhão die Seeschifffahrt aus. Daneben waren sie freilich kriegerische, in fortwährenden Stammesfehden sich aufreibende Kannibalen.

Friedfertiger und von milderem Sitten waren ihre Stammesgenossen in Südbrasilien und Paraguay, die Guarani, bei denen das Missionswerk zuerst Eingang fand. In Paraguay haben sie sich noch heute unter Beibehaltung ihrer Sprache, die freilich stark korrumpiert wurde, in kompakter Masse erhalten, während die Reste der Osttupi (Tupinamba, Tupinikin, Tupinae, Caheté u. a.) in zerstreuten Küstendörfern von Espiritu Santo bis Maranhão als armselige Fischerbevölkerung ihr Dasein fristen.

Die von den Missionaren zuerst und am vollständigsten bearbeitete Tupi-Guaranisprache, das *Abañeenga*, dessen beide Dialekte nur geringe Verschiedenheiten zeigen, bildete sich in der Folge zum allgemeinen Verständigungsmittel zwischen Weißen und Indianern und unter diesen selbst heraus, wozu die Raubzüge und Sklavenjagden der sogenannte Mamelucos oder Paulistas (Indianermischlinge aus S. Paulo, die im XVII. Jahrhundert das Innere Brasiliens als Freibeuter durchstreiften) wesentlich beigetragen haben.

So entstand allmählich ein vereinfachter Jargon, die sogenannte *Lingoa geral*, die „allgemeine Sprache“. Sie ist, von Paraguay abgesehen, noch heute am Hauptstrom des Amazonas bei der dort ansässigen halbzivilisierten Indianerbevolkerung im Gebrauch, die aus den alten vor hundert Jahren aufgelösten Missionen stammt und sich ursprünglich aus Angehörigen der verschiedensten Stämme zusammensetzte.

Die weite Verbreitung dieses Idioms hat in erster Linie zu der irrigen aber in Brasilien noch allgemein herrschenden Annahme geführt, daß die Tupi noch heute die Hauptmasse der eingeborenen Stämme bilden, eine Vorstellung, von der fast alle früheren Reisenden, namentlich Orbigny und teilweise auch noch Martius, beherrscht wurden.

Wenn sich nun auch heute diese Ansicht als unhaltbar erwiesen hat, so lassen sich doch im Innern Brasiliens noch einige Völker mit ziemlich reiner Tupisprache konstatieren, wie die Apiaka am oberen Tapajoz, die 1887 im Xinguquellgebiet entdeckten Camayura, die Tapirapé in Goyaz, die Tembé im Innern des Staates Para, westlich des Tocantins die Guajajara von Maranhão und Piauhy.

Jenseits der Grenzen Brasiliens gehören dazu: im östlichen Guayana die Ovampi und Emerillon und Trio, im ostperuanischen Grenzgebiet die Omagua oder Campeva am Solimões und Cocama, im östlichen Bolivien, im Quellgebiet der Madeirazufüsse, die zum Teil noch gänzlich wilden Guarayo und Tapii und die ebenfalls noch ziemlich selbständigen aber der Mission bereits zugänglichen Chiriguano. Über diese Stämme sind von neueren Arbeiten die des Dr. Domenico Campana wichtig. Im östlichen Paraguay und am unteren und mittleren Parana sind die durch Ambrosetti genauer bekannt gewordenen Caingua oder Cayua und die neu entdeckten Apiteré als reine Tupi zu nennen.

Außer diesen sogenannten „reinen Tupi“ müssen wir eine Anzahl größerer Stämme des Innern von Brasilien wegen ihrer entschiedenen Sprachverwandtschaft den Tupi beizählen, deren Idiome als selbständige Schwesternsprachen zu betrachten sind. Dahin gehören die kriegerischen Mundruku und Mauhé am Tapajoz, die

Yuruna und die ihnen verwandten Manitsaúa am mittleren Xingu und die Auetö des Xingu-quellgebietes.

Ein bedeutendes Interesse hat neuerdings die Entdeckung bzw. Wiederentdeckung des uralten, in voller Steinzeit in den Wäldern des südöstlichen Paraguay hausenden Jägerstammes der Guayaki erregt, deren Sprache, soweit man sie bisher ermitteln konnte, ein ziemlich reiner Guaranidialekt ist. Wir hätten damit in ihnen die Tupi-Guarani im ursprünglichen Naturzustande vor uns. Dem steht gegenüber das Zeugnis der älteren Missionsberichte (bei Hervas) aus einer Zeit, wo die Guayaki häufiger mit Weißen in Berührung kamen. In diesen wird ausdrücklich gesagt, daß ihre Sprache vom Guarani verschieden sei, daß aber viele aus den Missionen entwichene Guarani sich jenen Wilden in den Wäldern angeschlossen hätten. Damit würde die Tatsache stimmen, daß alle bisher gesammelten Vokabulare Wörter enthalten, die nicht aus dem Guarani zu erklären sind.

Vielleicht haben wir hier einen jener merkwürdigen Fälle von Sprachenwechsel vor uns, denen wir auch anderwärts so oft begegnen, wo sehr tiefstehende Stämme rings von höher entwickelten umgeben sind. So reden z. B. die Weddah auf Ceylon ein verdorbenes Singhalesisch, die afrikanischen Pygmäen die Sprache ihrer Nachbarn, die Negritos auf Luzon tagalisch, obwohl sie einer ganz anderen Rasse angehören. Auch der Kulturbesitz der Guayaki stimmt mehr mit dem der niederen Stämme des Küstenlandes. Besonders ist der Mangel der Hängematte und die Form der Pfeile bemerkenswert. Der gegenwärtige Stand der Guayakifrage ist kritisch von Vogt und Koch (Z. f. Ethn. XXXIV 1902, S. 30 ff.) erörtert worden.

Die eigentümlich zerstreute Verbreitung der Tupi deutet auf weitreichende von einem Ausbreitungszentrum fast fächerförmig ausstrahlende Wanderungen.

Solche scheinen nicht nur in präkolumbischer Zeit, sondern auch noch bis ins XVII. Jahrhundert hinein stattgefunden zu haben. Die Portugiesen drängten die Küstenstämme mehr und mehr nach Norden, da das Hinterland sich

im Besitz kriegerischer, numerisch starker Gēs-Stämme befand, die Spanier wiederum schoben die Guaranivölker bei ihren Zügen den Paraguay aufwärts immer weiter nach Nordwesten auf das heutige bolivianische Gebiet. Ursitz der Tupi scheinen die Länder zwischen mittlerem Parana und oberem Paraguay gewesen zu sein. Ein Zug ging schon in vorhistorischer Zeit durch Südbrasilien zum Küstenland bis zur Amazonasmündung hinauf und drang später selbst ins östliche Guayana vor.

Die Besiedelung des unteren Amazonas scheint also erst in spätere Zeit zu fallen, da der zuverlässige Acuña auf seiner berühmten Reise mit Teixeira 1637 sagt, daß er die Insel Tupinambarana von Tupistämmen bewohnt fand, die vor nicht allzulanger Zeit aus Maranhão hierher ausgewandert waren, um sich der Bedrückungen seitens der Portugiesen zu entziehen.

Die westliche Verbreitungslinie der Tupi wird durch die bolivianischen Stämme dieser Gruppe, die Chiriguano und Guarayo, vielleicht auch durch die Omagua gegeben.

Martius ist geneigt, die letzteren mit dem in älterer Zeit nördlich von Jujuy an der bolivianischen Grenze viel genannten Stamm gleichen Namens zu identifizieren, indem er annimmt, daß auch sie vor den Spaniern fliehend die ostperuanischen Ströme hinab zum Solimões gezogen sind. Vielleicht sind aber diese südlichen Omagua ein ganz verschiedenes Volk. Brinton hat mit guten Gründen ihre Zugehörigkeit zur Kechuagruppe verfochten, wofür auch die alten Angaben betreffs ihrer Kulturverhältnisse sprechen. Jedenfalls liegt die Möglichkeit einer Namensverwechslung vor, da auch die nördlichen Omagua mit den Umaua des oberen Japura konfundiert werden. Waitz vermutet in ihnen Amahuaca, die zwar zur Panogruppe gehören, aber immerhin peruanisch beeinflußt sein können.

Ein dritter Weg war der Tapajoz, wo wir außer den „reinen“ Apiaka, die Mundruku und Mauhé als Hauptvertreter der „unreinen“ Tupi kennen gelernt haben. Wahrscheinlich sind sie nur ihre Verwandten am mittleren Xingu, mit fremden Elementen gemischt, die am frühesten abgetrennten Zweige, deren

Sprachen sich eigenartig und selbständig weiter entwickelten.

Daß der Xingu der Wanderungsweg war, ist unwahrscheinlich, da einer der Hauptstämme dieser Gruppe, die Yuruna, auf dem Zuge flußaufwärts begriffen sind, ohne von den oberhalb lebenden Stämmen etwas zu wissen, von denen sie durch schwierige Katarakte getrennt sind. Andererseits sind die Stämme im Quellgebiet des Xingu, wie sich nachweisen läßt, seit Jahrhunderten hier abgeschlossen geblieben. Die Manitsaua dieses Gebiets sind zwar den Yuruna verwandt, zeigen aber dadurch deutliche Beziehungen zu den Tapajozstämmen, daß sie Hunde besitzen ¹⁾.

Es scheint danach, daß, während der Tapajoz der eigentliche Verbreitungsweg nach Norden war, später eine Rückbewegung den Xingu hinauf einsetzte, die auch jetzt noch nicht abgeschlossen ist.

Von den Tapirapé an dem gleichnamigen Nebenfluß des Araguaya, die wir nur aus Erkundigungen kennen, läßt sich zurzeit noch nicht sagen, ob sie zu den Osttupi oder den Zentraltupi in Beziehungen stehen. Möglicherweise sind sie aus Para oder Maranhão hierher versprengt.

Da die alten Tupi ihre Toten in gewaltigen, roh gearbeiteten Urnen, den sogenannten *Igaçaua* beizusetzen pflegten, so sind derartige Funde ein gutes Hilfsmittel gewesen, die frühere Verbreitung dieser Stämme zu bestimmen.

Am häufigsten kommen sie vor im Staate S. Paulo, dem ganzen Küstenland, am unteren Amazonas und in Paraguay. Neuerdings sind sie auch im Xinguquellgebiet nachgewiesen.

Von den Sprachen der Tupigruppe kennen wir genauer nur die beiden Hauptdialekte nach den Missionsmaterialien des XVI. bis XVII. Jahrhunderts, um deren Neudruck sich bekanntlich der kürzlich verstorbene Platzmann ein unsterbliches Verdienst erworben hat. Die wichtigsten Autoren sind für das Osttupi Anchieta, für das Guarani Montoya und Restivo. Die wichtigste wissenschaftliche Bearbeitung hat Gaetano Nogueira geliefert (Ann. bibl. Nac. Rio, VI, VII).

¹⁾ Vgl. hierüber v. d. Steinen, „Durch Zentralbrasilien“, S. 324.

Für die Lingoa geral hat besonders Barboza Rodriguez schätzbare Beiträge gebracht, dagegen mangelt es gänzlich an Untersuchungen von Dialekten unbeeinflusster, wilder Tupinationen.

Arowaken. Stämme dieser Familie waren es, die die ersten Entdecker auf den Lucayischen Inseln und den Großen Antillen antrafen. Von ihrer Sprache, dem Taino, sind zahlreiche Worte für Naturprodukte und Gerätschaften in die europäischen Sprachen übergegangen (wie *tabaco* Tabak, *hamaca* Hängematte, *kanaua* Kanu, *mahiz* Mais u. a.).

Solche Worte lassen sich zum Teil weit in das Innere des südamerikanischen Kontinents verfolgen und sind so für die Frage der Verbreitung der Kulturpflanzen sowie arowakischer Einflüsse überhaupt wichtig geworden.

Von den Kleinen Antillen, die sie in vor-kolumbischer Zeit inne hatten, sind sie allmählich von den räuberischen Karäiben verdrängt worden.

Sie hießen hier Allouages, während man mit Inyeri ihre in den Bergen unabhängig gebliebenen Reste bezeichnet.

Wie die Tupi sind auch die Arowaken des Festlandes über ungeheure Räume verbreitet. Ihre Urheimat dürfte in Orinoko, dem venezolanischen Tiefland und dem nördlichen Guayana zu suchen sein, wo sie noch heute in zahlreichen Stämmen vertreten sind. Im Orinokogebiet sind die wichtigsten die Maipure am Mittellauf, die Piapoco und Baniva am Guaviare, die Baré am Caura, die Mitua am Inirida, die Yavitero am Atabapo, die früher viel genannten, jetzt so ziemlich erloschenen Achagua am Rio Meta.

Wir kennen sie hauptsächlich aus den älteren Missionsberichten, von denen die der Gumilla und P. Gilij klassischen Wert haben. Neuere Mitteilungen hat namentlich Chaffanjon (L'Orénoque et Caura, Paris 1889) gegeben.

In Guayana haben uns die herrenhutischen Missionare die Arowaken Surinams eingehend geschildert und sprachlich untersucht. Die neueste, manches unbekanntes Detail enthaltene Arbeit über die zum Teil halbzivilisierten Küstenarowaken ist von van Coll in den „Bijdr. to taal land en Volkenkunde von Neerl. Indie“, 1903, veröffentlicht.

Die fast unabhängigen arowakischen Stämme des Innern, Atorai, Taruma u. a., sind durch Gebrüder Schomburgs und E. Im Thurns Untersuchungen bekannt.

Der Küste folgend, erstreckten sich arowakische Stämme bis zur Amazonasmündung, wo die Aruan auf der Insel Marajo erst vor kurzem erloschen sind. Die herrlichen Reste alter Keramik, die hier und neuerdings auch im nördlichen Küstenland (Gebiet von Cuyuni) gefunden sind, dürften auf sie zurückzuführen sein. Chronologisch bedeutsam ist das gelegentliche Vorkommen sogenannter Aggriperlen, also Importartikeln der Entdeckungszeit in diesen Grabfunden.

Den nordwestlichsten Ausläufer dieser Familie bilden die noch unabhängigen Goajiro auf der gleichnamigen Halbinsel, das einzige südamerikanische Volk, das zu halbnomadischen Rinderhirten geworden ist. Die beste neuere Beschreibung dieses interessanten Stammes hat Candelier gegeben („Rio Hacha“, Paris 1893), während de Brettes Mitteilungen im „Tour du monde“ mit Vorsicht aufzunehmen sind.

Der Weg der Arowaken zum mittleren Amazonas wird bezeichnet durch die Baniva am oberen und die fast erloschenen Manao am unteren Rio Negro, über deren Sprache Brinton Materialien aufgefunden hat. Von hier aus läßt sich nun ein breiter Zug arowakischer Stämme verfolgen, der an den Strömen Purus und Jurua südwestlich bis an die Kordilleren vordringt.

Die wichtigsten Stämme sind am Purus die Paumari, Yamamadi und die in eine Menge kleiner Stämme (Maneteniri, Katiana, Kanamari, Kanawari usw.) zerfallenden Ipurina, die sich auch weit in das Acreterritorium erstreckten¹⁾.

Am Jurua wohnen die den Paumari mehr verwandten Arauna und die von den Tupi stark beeinflussten, wahrscheinlich mit solchen gemischten Catoquina, auf peruanischem Ge-

¹⁾ Meine über diese Stämme in den „Beiträgen zur Völkerkunde Brasiliens“, Berlin 1891, gebrachten Mitteilungen haben kürzlich durch J. Steeres Beobachtungen (Report of the U. S. National Museum for 1901, Washington 1903, p. 359—393) eine wesentliche Ergänzung erhalten.

bierte schlossen sich daran am Huallaga und Ucayale die Anti oder Campa, auch Machiganga genannt, sowie die jetzt unbedeutenden Chontaquiro oder Piro.

In Bolivien sind die jetzt halbzivilisierten Moxo oder Musu und Baure die wichtigsten, über die wir treffliche ältere Nachrichten besonders von Eder besitzen. In Matto grosso endlich bilden die Paressi im Gebiete von Diamantino das am längsten bekannte Glied dieser Familie. Bei ihnen haben sich Traditionen ihrer Einwanderung aus nördlichen Gegenden erhalten. Ziemlich isoliert haben sich im Xinguquellgebiet die von den deutschen Xinguexpeditionen entdeckten Mehinaku, Kustenu, Xaulapiti und Waura erhalten, über die K. von den Steinen eingehend berichtet. Den südlichsten Ausläufer der Arowaken bilden am oberen Paraguay die Guana, Tereno und Layano, die mancherlei Einflüsse seitens der benachbarten Guaycurustämme erhalten haben. (Neue Mitteilungen gibt M. Schmidt, Z. f. E. XXXV 1903, S. 336 ff.)

Auch die aruakische Gruppe weist eine Reihe von Stämmen auf, deren Sprachen erhebliche Abweichungen von dem Charakter der übrigen Stämme dieser Familie tragen. Es sind dies die von Martius zuerst beschriebenen Jumana, Passé, Uainuma, Cauixana, alle im Gebiete des unteren Iça und Japura, über die aber neuere Untersuchungen nicht vorliegen.

Die Kulturentwicklung der Arowaken ist sehr verschiedenartig. Sie erreichte ihren Höhepunkt in älterer Zeit auf den Großen Antillen, wo außer den Berichten der ersten Entdecker die zahlreichen archäologischen Funde an merkwürdigen Steinskulpturen von ihr zeugen. Diese sowohl wie die relativ hoch entwickelten religiösen Anschauungen der Taino deuten auf eine Beeinflussung durch die zentralamerikanischen Kulturen hin. Ihre straffe politische Organisation unter den politischen Häuptlingen erinnert fast an polynesischen Verhältnisse. Auch die nördlichen Arowaken des Festlandes nehmen noch eine ziemlich hohe Kulturstellung ein, insofern sie in industrieller Beziehung unter ihren Genossen hervorragten. Sie waren wahrscheinlich die Erfinder der Hängematten, die Hauptverbreiter der Tabak- und Maiskultur und lei-

steten Hervorragendes in der Töpferei, die in manchen Gegenden, wie an der Amazonas-mündung, eine außerordentliche, geradezu künstlerische Entwicklung nahm. Überall erscheinen die Arowaken als Pfleger der keramischen Kunst, deren Produkte von Stamm zu Stamm als Handelsartikel gewandert sind und andere Nationen zur Nachahmung veranlaßt haben.

Auf ziemlich primitiver Stufe sind dagegen die am weitesten in die Wildnisse des westlichen Amazonasgebietes an Purus, Juruá und Ucayale vorgedrungenen Stämme der Ipurina, Yamamadi, Paumari und Arauna stehen geblieben, die in ihrer Abgeschlossenheit nicht wesentlich über den Zustand niederer Jäger und Fischer mit geringer Agrikultur hinausgekommen sind. Unter ihnen stellen wiederum die Paumari und Arauna einen eigenartigen Typus dar, sofern sie als reine Fischervölker und zwar hauptsächlich von Schildkröten und Alligatorfleisch lebend, ihre Wohnungen auf Flößen in den die Flüsse begleitenden Lagunen aufpflanzen.

Die Arowaken des ostperuanischen Gebietes wie Anti (Campa) und ihre Verwandten sind dagegen zweifellos durch die Inkakultur beeinflusst worden. Sie haben sogar eine rohe Metallurgie bewahrt, die sich dann durch Einwirkung der Weißen auch auf die Eisen-schmiedekunst ausdehnte.

Ganz abweichend haben sich im Norden die Goajiro zu einem rinderzüchtenden Hirtenstamme entwickelt und damit gleichzeitig auch eine festere politische Organisation erlangt, die zur Erhaltung ihrer Unabhängigkeit wesentlich beigetragen hat.

Grammatisch bekannt sind bis jetzt folgende arowakische Sprachen: Arawak von Guayana, Baure, Moxo, Anti, Manao, Goajiro und Ipurina.

Karaiben. Schon bei der Entdeckung der Großen Antillen erfuhren die Spanier von den Raubzügen der kannibalischen Karaiben oder, wie sie sich selbst nannten, Calina, Callinago, die von der Küste des Festlandes und der Kleinen Antillen aus, wo sie die arowakischen Urbewohner vernichtet oder unterjocht hatten, die übrigen Inseln des Archipels brandschatzten. Sie hatten es hauptsächlich auf Weiberraub

abgesehen, da ihre eigenen meist auf dem Festlande geblieben waren. Die entführten arowakischen Weiber behielten ihre Muttersprache bei, so daß auf ihren Inseln Martinique, Guadeloupe und Dominica eine völlige Spaltung der Sprache gefunden wurde. Den Karaibisch redenden Männern standen die Arowakisch sprechenden Frauen gegenüber. Es handelt sich hier also nicht bloß um eine Dialektverschiedenheit, wie bei einzelnen südamerikanischen Stämmen (Caraya, Chiquito, Guaicuru). Sie sind uns ebenso wie ihre Sprache durch die französischen Missionare des XVII. Jahrhunderts, Rochefort, Bréton, Labat, du Tertre ziemlich gut bekannt geworden, verschwinden aber mit der zunehmenden Kolonisation während des XVII. Jahrhunderts. Am längsten erhielten sie sich, stark mit Negern gemischt, auf Dominica und St. Vincent, von wo die Engländer ihre Reste größtenteils nach der Küste von Belize überführten. Über diese „schwarzen Karaiben“ hat Sapper im Internat. Archiv f. Ethn. Bd. 10 (1897), sowie im Globus Bd. 84, Nr. 24, interessante Mitteilungen gemacht.

Diese Inselkaraiben waren nicht, wie später einfach behauptet wurde, von Norden aus Florida, sondern vom südamerikanischen Festlande gekommen, wo ihre Stammesverwandten in größerer Anzahl noch heute ansässig sind. Frühzeitig der Mission gewonnen und infolgedessen erloschen oder in die moderne Bevölkerung aufgegangen sind die Karaiben des nördlichen Venezuelas, Chayma, Cumanagoto, Tamanaco, während sie sich in Britisch- und Franz.-Guayana noch ziemlich unabhängig erhalten haben. Ihre wichtigsten Stämme sind hier die Galibi, Caribisi (in Franz.-Cayenne), die Makusi, Akawoio, Ipurokoto, Arukuna oder Arukuyana (im britischen Teil des Landes), aber auch nach Venezuela und Brasilien hinübergend. Im eigentlich brasilianischen Guayana südlich von der Tumuc-Humakette an den nördlichen Zuflüssen des unteren Amazonas hausen die von Crevaux zuerst beschriebenen Rucuyennes (wahrscheinlich aus Verstümmelung des Namens Arukuyana) und Apalai, von den Flüssen Paru und Jary westlich von ihnen am oberen Frombetto und

Jamunda die von Coudreau aufgesuchten Pianokoto, die wahrscheinlich erst in neuerer Zeit aus dem nördlichen Guayana hierher gekommen sind. Am oberen Rio Branco folgen die Makiritaré und endlich die Kirishana oder Jauaperi am sogenannten Nebenflusse des Rio Negro. Diese lebten bis Anfang der achtziger Jahre des XIX. Jahrhunderts noch im Steinzeitalter und erwiesen sich den Ansiedlern feindlich, bis durch Barboza Rodriguez 1884 ein freundlicheres Verhältnis angebahnt wurde. Die Beschreibung dieses Autors in seinem Werke „Pacificação dos Crichanas“ ist auch für die anderen Stämme dieses Gebietes eine wichtige Quelle, da genauere Angaben seitdem nicht gefolgt sind.

Die Frage nach der Urheimat, dem Ausbreitungszentrum der Karaiiben ist erst in jüngster Zeit durch die Entdeckung einer größeren karaiibischen Bevölkerung südlich vom Amazonas in den zentralen Gegenden des Kontinents zu einer einigermaßen befriedigenden Lösung geführt worden. Schon Martius leitete die Karaiiben von Süden her, brachte sie aber mit den Osttupi in engeren Zusammenhang, den er durch völlig unzureichende Etymologien, besonders Namensdeutungen zu beweisen suchte. Jeder Stammesname, der die Silben kar, kari, kara enthielt, schien ihm auf karaiibische Verwandtschaft hinzudeuten. Mit besseren linguistischen Gründen suchte später Lucien Adam die Stammesgenossen der Guayanakaraiiben im Süden des Amazonas, wo bereits die Pimenteira in Piahy und die Palmella im westlichen Matto Grosso aufs deutlichste ihre Zugehörigkeit zu dieser Familie erkennen ließen.

Später gelang es dann den beiden ersten deutschen Xinguexpeditionen unter K. von den Steinen weitere karaiibische Stämme im Quellgebiete dieses Stromes sowie des Paranatinga nachzuweisen: die noch im präkolumbischen Urzustande befindlichen Bakairi und Nahuqua, von denen die ersteren auch in Sprache und Tradition genauer studiert wurden. Es ergab sich daraus, daß die Bakairi früher etwas nördlicher, etwa zwischen 9° und 12° südl. Br. am Xingu und Paranatinga saßen und zu ihren Ahnen von dort stromabwärts nach Norden gezogen sind. Die Nahuqua, deren Hauptmasse nicht am Ku-

luseu, wo sie zuerst entdeckt wurden, liegt, sondern an einem östlichen Nebenflusse, dem Kuluëne, sind später von Dr. Hermann Meyer, 1896, aufgesucht und studiert worden, worüber genauere Berichte aber noch ausstehen.

Des weiteren sind dann auch die südlichen mit den nördlichen Karaiiben verbundenen Zwischenglieder aufgefunden worden. Zunächst gelang es mir selbst, auf meiner Tocantinsreise 1888 festzustellen, daß die am linken Ufer des unteren Tocantins hausenden sogenannten Apiaka (von einigen auch Apingui genannt), nicht zu verwechseln mit den gleichnamigen Tupi am oberen Tapajoz, den Bakairi sprachlich sehr nahe verwandt sind und erst um die Mitte des XIX. Jahrhunderts von den Suya vertrieben aus dem Xingugebiet nach Nordosten an den Tocantins gewandert sind.

H. Meyer hat dann die Identität dieser Apiaka mit einem bisher unbekanntem Stamme des oberen Xingu, den Aruma oder Yaruma, von dem nur einzelne Individuen bei anderen Stämmen untersucht werden konnten, nachgewiesen. Endlich ergab sich aus den Vokabularen des französischen Reisenden Coudreau, der 1896 den Xingu aufwärts fuhr, daß auch die feindlichen Araras, ein zwischen dem mittleren Xingu und Madeira weit verbreiteter Stamm, mit diesen Apiaka und Aruma identisch sind, was zugleich auch durch die allen diesen Stämmen gemeinsame Tätowierung (eine blaue Linie vom Auge zum Mundwinkel beiderseits) bewiesen wird. Die jetzt ausgestorbenen Bonari und Japii an der Rio Negromündung und unterem Amazonas leiten dann zu den nördlichen Karaiiben direkt über. So ist jetzt ein breiter Streifen großer karaiibischer Stämme vom Zentrum aus nach Nordosten bis Guayana ziehend nachgewiesen, als deren Ausgangspunkt die Gegend zwischen 10 bis 12° südl. Breite zu betrachten ist. Die Palmellas bilden ihren südwestlichen, die Bakairi ihren südlichen, die Pimenteira ihren östlichsten Ausläufer.

Sehr wenig bekannt sind einige weit nach Nordwesten, nördlich vom Amazonas versprengte Karaiibenstämme wie die Carijona und Uitoto am oberen Japura (zuerst von Crevaux besucht) und die den Weißen äußerst feindlichen

Motilon des nördlichen Grenzgebietes zwischen Kolumbien und Venezuela.

Von den karaischen Sprachen sind bis jetzt genauer bekannt nur aus älterer Zeit das Insel-Karaische durch Bréton, das Cumana-goto und seine Dialekte durch Tauste, Blanco und Tapia und neuerdings das Bakairi durch von den Steinen („Die Bakairisprache“, Leipzig 1893). Die Kulturstufe dieser Stämme ist im allgemeinen die gleiche wie die der Tupi und Arowaken, charakteristisch ist für die Karaien die Hängematte aus Baumwolle und die Sitte, Arm und Bein oberhalb der Ellbogen, unterhalb des Kniegelenks mit straff angezogenen Baumwollbändern einzuschnüren, so daß das Fleisch hervorquillt. Besonders häufig findet sich bei den karaischen Stämmen der wunderliche Brauch des Männerkindebetts (Couvade).

Diese drei Gruppen sind also über das ungeheure Gebiet, das wir oben als die erste ethnographische Hauptzone bezeichnet haben, verbreitet. Sie beherrschen darin so gut wie ausschließlich zwei große Gebiete, nämlich:

1. Guayana im weitesten Sinne, also das Land zwischen Orinoko und Amazonas, vom Rio Negro bis zur Küste, wozu auch noch die Inselwelt der Antillen zu rechnen ist, und zwar sind hier die Arowaken besonders im Norden und Süden, die Tupi im Osten, die Karaien im Zentrum dieses Gebietes ansässig.

Von allophylen Stämmen sind hier nur zwei von Bedeutung. Erstens die als treffliche Kanubauer bekannten, in den Sümpfen des Orinokodeltas hausenden **Warrau** oder **Guarauno**, die uns außer Schomburgk in neuerer Zeit Crevaux, Chaffanjon und Im Thurn genau geschildert haben, während Lucian Adam eine grammatische Skizze ihrer ganz isoliert stehenden Sprache entwarf (Am. Congr., Stockholm 1894). Ferner die Guahibo, ein Nomadenvolk des Orinokoquellgebietes, dessen angebliche Heimat aber weiter im Westen am Rio Meta und Vichada zu suchen ist. Am genauesten sind sie von Stradelli beobachtet.

2. Das eigentliche Tal des Amazonas-Hauptstromes, einschließlich des unteren Laufes seiner Tributäre. Innerhalb des brasilianischen Gebietes ist es fast ausschließlich von arowaki-

schen und Tupistämmen bewohnt, von denen die ersteren besonders das linke, die letzteren das rechte Ufer innehaben oder -hatten. Doch ist der Purus in seiner ganzen Ausdehnung und der Jurua im Mittellauf von arowakischen Stämmen eingenommen.

In dieser Region sind als nicht klassifizierbare Stämme die **Mura** an der Madeira- und Purusmündung, sowie zwischen dieser und dem unteren Rio Negro zu nennen.

Martius beobachtete sie noch wild und auf sehr niedriger Kulturstufe, während sie sich heute ganz im Dienste der Kautschuksammelei befinden. Die neuesten Mitteilungen gab Prinzessin Therese von Bayern, leider aber ohne linguistische Angaben. Wir sind bezüglich ihrer Sprache immer noch auf das kurze Vokabular bei Martius beschränkt, da die von Teza in seinem „Saggi inediti“ unter dem Namen Mure veröffentlichten Proben einer ganz anderen, wahrscheinlich in Bolivien zu suchenden Sprache angehören.

3. Das brasilianische Plateau zeigt ziemlich komplizierte ethnographische Verhältnisse. Es wird in seiner westlichen Hälfte bis zum Madeira und Paraguay ganz von Stämmen jener drei Gruppen eingenommen. So sitzen Arowaken auf der Hochebene vom Matto Grosso im Quellgebiete des Xingu und Tapajoz, sowie am oberen Paraguay. Tupi sind an allen drei Strömen fast in ihrer ganzen Ausdehnung, in kompakter Masse als Guarani am linken Paraguay-Ufer vertreten und zogen sich in älterer Zeit an der ganzen ostbrasilianischen Küste entlang nach Norden zum Amazonas; karaische Stämme sind im wesentlichen Matto Grosso (Palmella) am Xingu Bakairi, Nahuqua, Aruma oder Arara, dazwischen eingestreut und in neuerer Zeit auch an der nordöstlichen Ecke des Plateaus am Tocantins aufgetaucht.

Der interessanteste allophyle Stamm dieser Region sind die noch ganz rätselhaften **Trumai** in der Gegend der Vereinigung der Xinguquellflüsse, mit denen die beiden ersten deutschen Expeditionen 1884 und 1887 in flüchtige, später 1896 die H. Meyersche in nähere Berührung kamen. Ihre Sprache steht ganz isoliert da und weicht auch im lautlichen Charakter auffallend von der der benachbarten arowakischen Stämme ab.

Gēs. Auf der östlichen Hälfte des brasilianischen Plateaus herrscht bis an die Küstengebirge eine ethnographisch ganz eigenartige Völkergruppe vor, die, von durchaus altertümlichem Charakter, mehr als alle anderen dieser Region als autochthon bezeichnet werden verdient. Es sind dies die sogenannten Gēsstämme. Zu ihr gehört die Hauptmasse der „Tapuya“, wie man in früherer Zeit alle nicht zu den Tupi gehörigen, durch besondere Wildheit und Feindseligkeit ausgezeichneten Indianer des östlichen Brasiliens nannte. Martius, der zuerst diese Gruppe aufgestellt hat, faßte sie noch zu eng. Seine Gēs sind im wesentlichen mit den heutigen Stämmen der Cayapo und Akuä in Goyaz aus den angrenzenden Teilen von Para, Maranhão und Piauhü identisch, deren Tribusnamen zum Teil mit den Silben -ges auslauten, wie Apina-gēs, Krikata-gēs, Amana-gēs. Doch hob er schon richtig als Gesamtmerkmal dieser Gruppe hervor: den lautlichen Charakter der Sprachen, die Sitte, Holzpföcke oder Blattrollen in den durchbohrten Ohrläppchen oder der Unterlippe zu tragen, der Nichtgebrauch der Hängematte, die Unkenntnis der Töpferei und der Schiffahrt, sowie gewisse Eigentümlichkeiten der Bewaffnung. Wir wissen heute, daß die Gēsstämme über die ganze östliche Hälfte des brasilianischen Plateaus, von seinem nördlichen, durch die letzten Katarakte des Xingu und Tocantins gegebenen Abfall aus bis gegen 30° südl. Br., im Westen bis an den oberen Xingu verbreitet sind oder waren, daß sie dagegen nicht in das Tal des Amazonas gelangten. Insbesondere sind auch die primitiven Horden und Stämme in den Urwäldern des östlichen Plateaubhangs der Serra do mar und an ihren Küstenflüssen vom Rio Pardo bis zum Rio Doce und weiter im Süden, im Gebiete von S. Paulo, Parana und S. Catharina, die westlich von dieser Serra an den Zuflüssen des Parana und oberen Uruguay hausenden Völkerschaften der Gesgruppe zuzurechnen.

Es gehören dazu vor allem die sogenannten Botokuden oder Burung in Espiritu Santo, Ost-Minas, und dem südlichen Teile von Bahia, am zahlreichsten im Stromgebiete des Rio Doce und Mucury verbreitet und zum Teil noch unabhängig. Als ihre Vorfahren sind wahrschein-

lich die im XVI. und XVII. Jahrhundert viel genannten und gefürchteten Aimoré zu betrachten. Bekannt sind sie hauptsächlich durch die klassische Monographie des Prinzen zu Wied im zweiten Bande seiner Reise. Neues Material wurde von mir in der Z. f. E. XIX 1887, S. 1 u. 49 ff., mitgeteilt.

Ihnen mehr oder weniger verwandt sind eine Anzahl kleinerer, jetzt wohl sämtlich erloschener Nationen in Minas Novas am oberen Rio Pardo und Jequitinhonha, wie die Malali, Machakali, Menien, Patasho, Kotosho, die im Anfang des XIX. Jahrhunderts durch Eschwege, Prinz zu Wied, Aug. St. Hilaire noch in Freiheit beobachtet worden sind.

Endlich die noch wenig bekannten, bis auf die Neuzeit durch ihre Überfälle auf die Kolonisten berüchtigten sogen. Bugres des Staates S. Catharina, hauptsächlich in den Urwäldern des Uruguayquellgebietes sitzend, aber noch nie von einem Reisenden besucht. Von ihrer Sprache ist nichts bekannt, doch deutet ihr Stammesname Shokleng auf Ges-Zugehörigkeit (dem Ushikringstamm der Kayapo vergleichbar).

Alle diese Stämme stehen auf äußerst niedriger Kulturstufe, niedriger selbst als die Buschmänner und Australier und stellen so gewissermaßen die Urschicht der ganzen Gruppe dar.

Etwas höher stehen unter den östlichen Gēs die vom Prinzen zu Wied beschriebenen Camacan von Ilheos, sowie die auf die westlichen Gegenden der Staaten S. Paulo, Parana und Rio grande do Sul verteilten Camé oder Caingang, von welchen die südlichsten als halbzivilisiert gelten dürfen, während die an den Nebenflüssen des Parana, dem Piquiri, Iguassu und Ivahy, noch so ziemlich unabhängig, aber den Weißen nicht gerade feindlich sind. Auch auf sie wird im Lande selbst der umfassende Sammelname wie Coroados angewendet. Im Gegensatz zu den übrigen östlichen Gēs treiben sie Agrikultur und haben auch durch fremde Einwirkung Keramik und Webekunst entwickelt. Aus einer Art Nesselfaser stellen sie hemdartige, eigentümlich gemusterte Gewänder her, die an ostperuanische erinnern. Beschrieben sind sie in neuerer Zeit besonders von Hensel (Z. f. E. I 1869, S. 124 ff.) und Telemaco Borba (Rev. mens. d. soc. geogr. de Lisboa no Brasil II,

1883). Auch Escragnolle Taunay und Ambrosetti haben neuere Beiträge geliefert.

Durch den letztgenannten Forscher sind wir auch mit dem Stamme der Ingain aus Parana in der Nähe des Guaira-Kataraktes bekannt geworden, der offenbar mit den Guayana (den Waiganna Hans Stadens), über die bisher nur spärliche Nachrichten vorlagen, identisch ist. Sie scheinen entfernte Verwandte der Camé oder wenigstens stark von ihnen beeinflußt zu sein.

Die von Aug. St. Hilaire besuchten „Guanhanan“ sind zweifellos Caingang. (Ambrosetti im Bol. Acad. de Cordoba XIV, p. 331 ff. Ihering, Rev. de Mus. Paulista 1902, p. 34.)

Die höchste Stufe nehmen die zentralen Gös in Goyaz mit den Grenzgebieten von Matto Grosso, Para, Maranhão und Piahy ein. Sie zerfallen in zwei große Gruppen: die Cayapo und die Akuä.

Cayapostämme bevölkerten im Beginn des XVIII. Jahrhunderts das südliche Goyaz, wo sie den einwandernden Portugiesen den heftigsten Widerstand entgegensetzten. Ein Teil der Eingeborenen entwich schließlich nach Süden an den Paranyba, wo im Anfang des XIX. Jahrhunderts Langsdorff und Aug. St. Hilaire, später auch Kupffer ihre Niederlassungen besucht haben. Sie liegen bei S. Anna de Paranyba, von wo Cayapo noch heute zu Handelszwecken Reisen in die nächsten Ansiedelungen von S. Paulo unternehmen. Die in Goyaz verbliebenen wurden zum Teil bei Mossamedes aldeisiert, wo Pohl sie aufsuchte¹⁾. Die Mehrzahl aber vereinigte sich mit den nördlichen Stammesverwandten am Westufer des mittleren Araguaya. Hier erfreuen sich die Stämme der Kradaho, Caraho und Ushikring noch völliger Unabhängigkeit. Mit den Caraya am rechten Ufer des Stromes leben sie in erbitterter Fehde.

Neuerdings ist es nach Coudreaus Berichten (Voyage au Tocantins et Araguaya, Paris 1887) italienischen Missionaren gelungen, zu einigen ihrer Dörfer vorzudringen und deren Bewohner zum regulären Verkehr mit den Weißen zu

¹⁾ Auch die an der Grenze von Piahy und am Rio das Balsas genannten Goya sollten Abkömmlinge dieser Cayapo und zwar der Goya sein, nach denen die Stadt und der Staat den Namen tragen.

veranlassen. Diese treffliche Gelegenheit zur ethnologischen Untersuchung echter Naturmenschen geht hoffentlich nicht ungenützt vorüber.

Als der westlichste Ausläufer dieser nördlichen Cayapo sind die von der ersten Expedition K. v. d. Steinens am oberen Xingu oberhalb des Martius-Kataraktes entdeckten Suya zu bezeichnen, die sprachlich den Apinagēs am nächsten stehen. Sie haben durch den Einfluß ihrer Nachbarn der Hängematte und der Rindkanus sich zu bedienen gelernt. Leider ist es seitdem nicht wieder gelungen, sich mit ihnen in Verbindung zu setzen. Man weiß nur, daß eine Expedition amerikanischer Abenteurer im Jahre 1896 von ihnen niedergemetzelt wurde.

Nahe verwandte Cayapostämme östlich von Araguaya sind am mittleren Tocantins bei Boavista die schon in festen Ansiedelungen vereinigten Apinagēs, über die der italienische Botaniker Buscaleoni die neuesten Nachrichten gebracht hat. Wenig bekannt sind dagegen die nördlich von ihnen schon auf Paraenser Gebiet hausenden „Geierindianer“ Gaviões oder Cricatagēs, und die, wahrscheinlich eine besondere Unterabteilung der Bus bildenden Acobūs oder Gamella, Bucobūs oder Temembūs und die von Pohl und Castelnau im südöstlichen Maranhão beschriebene Untergruppe der Cran. Pocamekran, Macamekran, Aponegikran. Auch Caraho werden in diesem Grenzgebiete genannt. Man fast die Gösstämme von Maranhão auch unter dem Gesamtamen der Gamella (Lippenscheiben), Timbira oder Canella zusammen.

Die zweite Hauptabteilung der zentralen Gös bilden die durch helle Hautfarbe, große Statur und regelmäßige Züge ausgezeichneten Stämme der Akuä, von den Brasilianern als Chavantes und Cherentes unterschieden. Letztere sind aber wohl nichts als halbzivilisierte Chavantes, die am mittleren Tocantins, dem ursprünglichen Wohnsitz dieser Stämme, verblieben sind, während die freieren Chavantes sich auf das linke Araguaya-Ufer an das Stromgebiet des Rio das Mortes zurückgezogen haben, wohin bisher noch kein wissenschaftlicher Reisender gedrungen ist; wohl aber haben paulistische Goldsucher und Sklavenjäger schon vor 150 Jahren den Fluß

wiederholt befahren und die dort hausenden Araë bekriegt und vernichtet¹⁾).

Als Verwandte der Akuä sind anzusprechen die Shicriaba und Geico zwischen Tocantins und Rio de S. Francisco, sowie die Ak-roa am Rio das Balsas.

Seit Pohls Reise sind über alle diese Stämme genauere Berichte nicht geliefert worden.

Als erloschene Gësstämme des Hinterlandes von Bahia sind zu nennen Masacara Ponta, Aracuja, von denen Martius noch Reste antraf.

Mit großer Wahrscheinlichkeit sind den Gësvölkern zuzurechnen, die alten sogenannten „Tapuya“ des Sertao von Pernambuco und Maranhão, die im XVII. Jahrhundert den Holländern bei ihren Kolonialunternehmungen unter Moritz von Nassau gegen die Portugiesen Dienste leisteten. Über ihre Sitten und Lebensweise sind wir durch zeitgenössische Autoren, besonders Piso, Marcgraf, Barlaeus, Roulox, Baro, gut unterrichtet. Zahlreiche Bilder, darunter lebensgroße Porträts, haben sich in den Sammlungen von Kopenhagen und den Bibliotheken von Berlin und Dresden erhalten, von ethnographischen Objekten besonders ihr Wurfbrett, mit dem sie Pfeile schleuderten, da ihnen der Gebrauch des Bogens unbekannt war, eine ethnologisch äußerst interessante Tatsache! Die Gründe, die uns bestimmen, diese Tapuyas oder Otshukayana den Gës zuzurechnen, sind von mir in einer besonderen Abhandlung im Globus, Bd. 66, S. 81 ff. dargelegt worden.

Als die ältesten anthropologischen Reste von Gësvölkern haben wir die bekanntesten von Lund in den Höhlen von Lagoa Santa in Minas Geraes gefundenen Schädel anzusehen, deren Gleichalterigkeit mit den in der gleichen Gegend ausgegrabenen, ausgestorbenen Säugetieren behauptet, freilich nicht erwiesen ist. Ihre Gesichtsbildung ist durchaus die der heutigen Botokuden und Kayapo, mit jenen stimmen sie auch im Bau des Hirnschädels.

¹⁾ Auch am oberen Parana und am unteren Parana-panema im Staate S. Paulo werden Chavantes genannt, die aber nicht mit den Akuä identisch sind, vielmehr einen besonderen, durch eigenen Dialekt gekennzeichneten Gës-Stamm darstellen. Vgl. Ihering Rev. do Mus. Paulista VI, p. 33 ff.

Die Gëssprachen sind uns hauptsächlich durch Vokabularien bekannt. Grammatische Daten besitzen wir von dem botokudischen und dem Ushikringdialekte des Cayapo und dem Camé (vgl. besonders Lucien Adam, Am. Congr., Paris 1900, p. 317 ff.). Doch liegt über die letztgenannte Sprache außerdem noch soviel unwahrscheinliches Material vor, daß eine vollständige grammatische Bearbeitung möglich wäre.

Zwischen die Gës-Nationen eingeschoben finden sich auf dem brasilianischen Plateau noch allophyle Stämme, die sich zum Teil mit ihren Nachbarn akkulturiert haben.

Kiriri. Nördlich vom Rio S. Francisco, im Gebiete von Pernambuco und Piauhy, sind als Nachbarn der karaibischen Pimenteiras und den obenerwähnten Tapuya die jetzt erloschenen Kiriri und Sabuya als besondere Gruppe zu nennen, deren Sprache uns Mamiani und Bernard de Nantes Ende des XVII. Jahrhunderts überliefert haben. Ethnographische Objekte von ihnen besitzt das Kircherianum in Rom. Im Süden war im XVI. Jahrhundert am unteren Parahyba der wilde Stamm der

Goytaoaz (Waitakka) gefürchtet, der aber schon anfangs des XVII. Jahrhunderts vernichtet wurde. Als Verwandte oder Abkömmlinge betrachtet man die von Parahyba nördlich bis zum Itapemirim und nach Minas hinein ansässigen sogenannten „Coroados“, Puri und Coropo, deren Sprachen nur dialektisch verschieden sind. Die Reisenden der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, Eschwege, Prinz Wied, Martius, A. St. Hilaire, Burmeister haben sie eingehend beschrieben. (Vgl. auch meine eigenen Beobachtungen, Z. f. E. XVIII, 1886, S. 184 ff.)

Diese Stämme besitzen die Hängematte, gleichen sonst aber in Lebensweise und Sitte ganz den Botokuden.

Der Name „Coroados“ hat mehrfach zu Verwechslungen mit Camé und Bororo geführt.

Caraya. Inmitten der Zentral-Gës begegnen wir in Goyaz der großen Nation der Caraya als Anwohner des rechten Araguayaufers. Sie reichten früher wahrscheinlich weiter nach Süden, da Léry bereits im XVI. Jahrhundert einen Stamm dieses Namens als nördliche Nachbarn der Küstentupi und sprachlich von ihnen verschieden, aufführt. Ihre ethnologischen Ver-

hältnisse deuten freilich auf eine Einwanderung von Norden oder Nordwesten her. Sie zerfallen in drei Hauptstämme. Die Carayahi am schiffbaren Lauf des Araguay bis zur Nordspitze der Insel Bananal, 10° südl. Br., die mit den Ansiedlern und befreundeten westlichen Stämmen wie den Tapirapé Handel treiben, die noch unabhängigen kriegerischen Shambioa nördlich innerhalb der Stromschnellenstrecke und die seit 150 Jahren nicht wieder besuchten Yavahé, im Innern der großen Insel Bananal. Ich selbst fand die Caraya im Jahre 1888 unter ziemlich denselben Verhältnissen wie Castelnau 40 Jahre früher, als ein hoch entwickeltes, betriebsames Volk von Fischern und Ackerbauern, in ihrer ganzen Lebenshaltung die zivilisierten Anwohner des Stromes weit übertreffend. (Vgl. meine Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens, Berlin 1891). Dagegen glaubte Coudreau 1896 schon den Verfall des Stammes feststellen zu können, was aber dringend der Bestätigung bedarf.

Auch am rechten Ufer des unteren Xingu werden Caraya als ein den Yuruna feindlicher Stamm erwähnt. Sie sind vielleicht mit den von Coudreau aufgeführten Assurini identisch. Ein genaueres Studium der Caraya wäre eines der dringendsten Desiderata für die nächste Zeit, da namentlich ihre Maskentänze mit ihrer unglaublichen Fülle prachtvoll geschmückter Maskenkostüme auf eine reiche Ausbildung animistischer Vorstellungen und Stammesmythen hindeuten.

Bororo. Im zentralen Matto Grosso wird die Wasserscheide zwischen Xingu und Araguay von einem wilden nomadischen Jägerstamme der Bororo bewohnt, der bereits in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts in diesen Gegenden genannt wird, als die Portugiesen sich seiner Hilfe gegen die Cayapo des südlichen Goyaz bedienten.

Ein Teil dieser Bororo siedelte sich später am oberen Paraguay an, die sogenannten Bororo do Cabaçal, wo sie von Langsdorffs Expedition, später auch von Castelnau, Rhode, Koslowski u. a. besucht wurden. Ihre unabhängigen Brüder auf der Hochebene selbst, die bis in die 80er Jahre des XIX. Jahrhunderts räuberische Streifzüge westlich bis nahe an die Stadt

Cuyaba, im Osten bis ins Goyanergebiet hinein unternahmen, waren jahrzehntelang unter dem Sammelnamen der Coroado bekannt, bis 1888 von der zweiten deutschen Xinguexpedition ihre Identität mit den echten alten Bororo festgestellt wurde. Ihr Zentrum schien damals zwischen dem Quellgebiete des S. Lourenço und dem Hauptquellarm des Araguaya, dem Cayapo Grande zu liegen.

Die durch von den Steinens Schilderungen bekannte Kolonie Theresa Christina am S. Lourenço, wo mehrere Hundert Bororo, die sich freiwillig unterworfen hatten, unter militärischer „Aufsicht“ angesiedelt waren, scheint nach neueren Nachrichten aufgelöst zu sein. Viele der Indianer sind in die Dienste der Stadtbevölkerung von Cuyaba getreten. Die durch auffallende Körpergröße ausgezeichneten Bororo sind ein reines Jägervolk, ohne Agrikultur, in vielen Zügen an die Gês erinnernd, wie diese ohne Kanu und Hängematten, aber geschickt in Anfertigung von Waffen und Federschmuck. Ihre Sozialorganisation scheint dagegen noch auf sehr niedriger Stufe zu stehen.

4. Nordwestliches Tiefland vom Orinoko bis an die Anden. An die arowakischen und karibischen Völkerschaften des Orinokogebietes schließen sich im Westen zwischen Apure, Rio Meta und Vichada eine Reihe von Stämmen eigener Sprache an, die in den älteren Berichten der um 1730 dorthin vordringenden Jesuitenmissionare, besonders Gumilla und Gilij, häufig erwähnt werden, aber doch ziemlich wenig bekannt sind. Es sind zu nennen die **Piaroa** am Vichada und Mataweni, die **Churuja** am oberen Meta und Guejar (vgl. Z. f. E. 1876, S. 336) und die jetzt unbedeutenden Reste der

Otomaco, Saliva und Yaruro. Der Sprache dieser letzteren hat Wilhelm von Humboldt eingehende Studien gewidmet, doch scheint das von ihm benutzte Originalmaterial verloren zu sein.

Betoya. Die zuerst von Brinton („Studies in S. Am. native languages“ Philad. 1892, p. 62) aufgestellte Betoyagruppe umfaßt eine große Anzahl von Stämmen des ostkolumbischen Tieflandes zwischen 7° nördl. Br. und 3° südl. Br. vom Süden bis zum Japura, im Osten bis zum Rio

Negro reichend¹⁾. Auch zwischen dem oberen Napo und Putumayo sind sie noch vertreten. Brinton wählte als Gruppenbezeichnung den Namen des nördlichsten ihrer Stämme, der Betoya, die früher am Fuße der Berge von Bogooa zwischen Apure und Meta, besonders am Casanare, hausten. Von den übrigen Nationen dieser Gruppe sind die des Uaupé, des größten Rio Negrotributes, relativ am besten bekannt durch die Reisen von Wallace, Stradelli, Coppi und Pfaff. Zu ihnen gehören die eigentlichen Uaupé, die Tucanos oder Dace, die anderen in die Doppelgruppen der Jupua und Koretu einerseits und in Jauna und Koben andererseits zerfallen. Sie stehen gleichzeitig mit allophylen Stämmen, wie den arowakischen Tariana und den karaibischen Arekuna am Isanna, in inniger Berührung, so daß sich eine Art Akkulturation zwischen diesen Stämmen entwickelt hat, die das ethnologische Bild etwas verwirrt.

Von anderen Gliedern dieser Gruppe sind zu nennen die Dessana am Apaporis, die Coreguaye und Tama am Rio Yari, einem Nebenfluß des Yapura, die von Crevaux besucht wurden²⁾.

Die Pioye am Napo und Putumayo sind wahrscheinlich identisch mit den in früherer Zeit viel genannten Encabellados. Die Umaua am oberen Yapura, die Martius als Feinde der Miranha anführt, sind infolge der Namensähnlichkeit vielfach mit den Omagua der Tupi-gruppe verwechselt worden.

Bis auf die kurzen Mitteilungen Crevaux' liegen neuere Nachrichten über alle diese Stämme nicht vor. Doch sind von Th. Koch solche zu erwarten, der gegenwärtig am Rio Uaupé und Isanna tätig ist.

Die Sprachen der Betoyagruppe sind wenig bekannt, doch hat Brinton nach neueren Materialien die Skizze eines Coreguaye- oder Poye-dialektes gegeben. (Am. phil. ass. Philadelphia 1892 7.)

¹⁾ Brinton zählt nicht weniger als 45 Stammes- und Hordennamen auf.

²⁾ Über die ethnographische Stellung des rohen „Helotenvolkes“ der Macu, die als niedere Jäger von den Nachbarstämmen verfolgt die Wildnisse zwischen den Flüssen Yapura, Apaporis und Uaupé durchstreifen, ist noch nichts sicheres bekannt.

Von ethnographischen Eigentümlichkeiten sind bei den Uaupéstämmen die durchbohrten Steinzyylinder als Brustschmuck der Häuptlinge zu erwähnen, sowie die eigenartigen Maskenfeste, deren Mittelpunkt ein als Sonnen- oder Kulturheros personifizierter Dämon bildet. Man bezeichnet ihn gewöhnlich mit dem der Linoa geral entlehnten Namen „Yurupari“, eines Tupidämons, der von den Missionaren fälschlich mit dem Teufel identifiziert wurde. Wir verdanken Stradelli eine genauere Darstellung des Mythos und der veralteten Gebräuche dieser Feste, die aber einer Nachprüfung dringend bedarf. (Bull. soc. geogr. ital. 94, 1890, p. 425 ff.)

Wichtige Mitteilungen gibt auch Colini nach Berichten des Paters Coppi in derselben Zeitschrift 1884 und 1885.

Am mittleren und unteren Yapura sind die **Miranha** und **Juri** als Stämme unklarer Zugehörigkeit durch Martius bekannt geworden. Die Miranha waren damals ein barbarisches, der Anthropophagie ergebene Räubervolk, äußerlich gekennzeichnet durch Pföcke in den Nasenflügeln, die so eine monströse Erweiterung erlitten, und eigentümliche bruchbandartige Bastgürtel. Trotz der Roheit ihrer Sitten wird ihrem Charakter kein ungünstiges Zeugnis ausgestellt, und ihre Kunstfertigkeit in Webe- und Flechtarbeiten gerühmt. Sie sind seit Martius' Besuch (1820) von anderen Reisenden nur beiläufig erwähnt worden.

Ihre an rauhen Kehllauten reiche Sprache ist nur durch Vokabulare in zwei Dialekten bekannt. Sie läßt sich vorläufig noch keiner größeren Gruppe einordnen, zeigt aber lautliche Verwandtschaft mit der der stromabwärts wohnenden Juri, die zu Martius' Zeit ihre Feinde waren. Von diesen wird als charakteristisch die schwarze Mundtätowierung und der Gebrauch von Schildern von Tapirhaut erwähnt. Auch über sie fehlen neue Nachrichten. Ein Zusammenhang beider Stämme mit der Betoyagruppe, die ich 1891 annahm, ist zwar möglich, aber durchaus noch nicht beweisbar.

In den Wildnissen des östlichen Ecuador, vom Fuß der Anden bis zum Rio Napo und Marañon, werden zahlreiche Stämme genannt, die sich, wie es scheint, in die beiden Hauptgruppen der Zaparo und Jivaro vereinigen

lassen. Einige, wie die Kototo und Tautapishito, scheinen den Pioye verwandt, sind also Betoya, andere, wie die von Her vas erwähnten Amishiri und Lagartocaches, sind den Iquito zuzurechnen.

Da die Zaparo auch Xebero genannt werden, so sind sie manchmal mit den Jivaro verwechselt worden.

Die Zaparo, von denen Brinton nicht weniger als 57 Hordennamen aufführt, hausen auf ziemlich niederer Stufe zwischen Napo und Pastassa, erstrecken sich aber auch am Morona bis zum Marañon hinab. Sie sind von Osculati 1851 und später von Simpson beschrieben worden.

In voller Unabhängigkeit und den Weißen vielfach feindlich lebt die große Gruppe der

Jivaro, ebenfalls in zahlreiche Stämme geteilt, zwischen Pastassa und Morona vom 2. bis 4° 30' südl. Br. Die wichtigsten Unterabteilungen sind die Murato, Antipa, Aguaruno, Ayuli, Itucalli u. a.

Auch südlich vom Marañon führt Herndon noch Jivarostämme auf, deren Affinität jedoch nicht sicher ist.

Die Spanier versuchten schon Ende des XVI. Jahrhunderts vergeblich ihre Unterwerfung, doch besteht noch heute die Missionsstation Macas am oberen Pastassa, von wo aus europäische Reisende zu ihnen vordrangen. (Vgl. Reiss, Verh. d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin 1880.)

Ihre interessanteste ethnographische Eigentümlichkeit sind ihre Trophäen, in raffinierter Weise präparierte Feindesköpfe, die nach Entfernung der Knochenteile durch Einschrumpfen auf die Größe einer Faust reduziert werden.

Von ihrer Sprache hat Brinton (Studies, p. 21) nach neu veröffentlichten Materialien eine grammatische Skizze gegeben.

5. Gebiet des Marañon und seiner südlichen Nebenflüsse. Am oberen Marañon, unteren Huallaga und Ucayale lebt noch eine Anzahl von einzelnen Stämmen unbestimmter Affinität, die zum Teil schon im XVI. und XVII. Jahrhundert unter Missionseinfluß standen, in der Kultur aber keinerlei Fortschritte gemacht hatten.

Dahin gehören die durch ihre von Spix und Bates beschriebenen Maskentänze, sowie als Verfertiger des Pfeilgiftes bekannten

Archiv für Anthropologie. N. F. Bd. III.

Ticuna; die

Yahua, die nach Brinton mit den erloschenen Peba und Kanauri in eine Gruppe zu vereinigen sind; die von Pöppig beschriebenen **Lama** und **Jameo**; am unteren Huallaga die **Cholon** und **Hibito**, deren Sprache Brinton nach unediertem Material in seinen „Studies“, p. 30, behandelt hat, und endlich die

Lorenzos, die erst seit 1880 genannt werden. Nach Ordinaire sind sie Reste der Amage und Carapocho, die im XVIII. Jahrhundert von den Missionaren im Pozuzo-Tal angetroffen wurden. Auch sie leben noch in voller Steinzeit an den Flüssen Palcassu, Pichis und Chuchurras. Über ihre Sprache ist nichts bekannt.

Pano. Die Panogruppe umfaßt eine Anzahl Stämme des ostperuanischen Waldgebietes, hauptsächlich am Ucayale und Javary, aber auch am oberen Jurua, dem mittleren Madeira, sowie am Beni und Madre de Dios verbreitet. Zwischen ihnen sitzen auf peruanischem Gebiete Arowaken und Campa und Piro, auf bolivianischem Gebiete die Tacana und ihre Verwandten. Die wesentlichsten Stämme sind:

Am Ucayale die Conibo, bei denen schon im XVII. Jahrhundert Missionen bestanden, die aber wenig zur Zivilisierung beitrugen. Bei ihnen ist eine barbarische Art der Mädchenbeschneidung üblich.

Die wilden kannibalischen - Cassivo am Aguaitea und Pisqui und die ihnen verwandten Setibo und Sipibo zwischen Huallaga und Ucayale.

Am Javary die ebenfalls wilden Majoruna, die Mundwinkel und Nasenflügel zur Aufnahme von Muschel- und Federschmuck durchlöchern und lange Wurfspeere, aber Bogen und Blasrohr führen.

Von den am oberen Jurua hausenden Panostämmen sind erst in neuester Zeit Nachrichten zu uns gelangt.

Chandless traf 1866 am äußersten Punkt seiner denkwürdigen Reise mit den mit Schilden bewehrten N a u a feindlich zusammen. Seit dem Vordringen des Kautschukhandels in jene Gegenden haben wir an den Quellflüssen des Jurua, dem Tarahuaca und Envira andere Vertreter dieser Gruppe kennen gelernt, die Kashinaua,

Shanindana, Jaminaua, von denen auch Objekte in das Berliner Museum gelangt sind. Auch diese Stämme führen Schilde aus Tapirfell, wie sie aus der Zeit der Conquista bei den östlichen Stämmen oft erwähnt werden (vgl. Globus, Bd. 83, S. 335 ff.). Diese Gebiete bedürfen ebenfalls möglichst baldiger Durchforschung, da der Kautschukhandel und die Sklavenjagden nunmehr auch in diese entlegenen Gegenden verpflanzt, die Eingeborenen deprimieren und in ihrer Existenz bedrohen.

Über die Huaitshipairi am oberen Purus, die Siriniri am Madre de Dios und die Caripuna am oberen Madeira, mit denen unter anderen Keller-Leuzinger in Berührung kam, wissen wir wenig.

Als halbzivilisiert gelten die Pacaguara am unteren Beni.

Gute Darstellungen der Panostämme und ihres ethnographischen Habitus verdanken wir Luciola und Colini (Bull. soc. geogr. Ital. 1883) und Ordinaire (Revue d. ethn. 1887). Über die Panosprachen handelte de la Grasserie Am. Congr. Berlin, 1888, S. 435 ff.

6. Bolivianisches Tiefland und Quellgebiet des Beni und Madeira.

Tacana. Die Stämme der Tacana-Gruppe zwischen Beni, Madeira und Rio Acre sind zwar im XVII. Jahrhundert schon von Missionaren besucht, aber erst in neuester Zeit seit Aufschließung der dortigen Kautschukgebiete näher bekannt geworden und zwar durch den Amerikaner Heath, den brasilianischen Oberst Labre und den bolivianischen Missionar Armentia. Brinton hat die Gruppen in seinen Studies sprachlich behandelt. Er führt außer einigen erloschenen Stämmen als Hauptvertreter an die Araona, Cavina, Equino, Isanama, Maropa, Tacana, Sabipocoma und Pucapacuri, von denen ein großer Teil schon zur Zeit Orbignys zum Christentum bekehrt war. Als „wild“ gelten noch Toromona und Araona. Sie sollen sich noch statt der Kanu der Flöße bedienen. Labre und Armentia berichten von ihren Tempeln oder Medizinhütten, in denen Idole aus Holz und Stein gebildet aufgestellt sind, sowie über ihren Kult der Naturgeister. Genauere Angaben wären dringend erwünscht. Es ist möglich,

daß sich hier Überbleibsel altperuanischer Kulte erhalten haben, da nachweislich die Inka-Posten in diese Gegend vorgeschoben hatten.

Ostbolivien beherbergt außer arówakischen und Tupistämmen noch eine Reihe Völkerschaften besonderer Art, von denen aber nur noch zwei von einiger Bedeutung sind, nämlich die Yurakaré und die Chiquito.

Die Yurakaré leben an den westlichen Quellflüssen des Mamoré, dem Chimoré und Secora, von Orbigny und später von Holten beschrieben (Z. f. E. IX, 1877). Sie sind teils unabhängig, teils in Missionen vereinigt. Eine von Orbigny erworbene Grammatik ihrer Sprache hat Lucien Adam bearbeitet. Ihre Mythen und religiösen Traditionen sind oberflächlich bekannt und verraten Einflüsse aus dem peruanischen Kulturkreise. Von den kleinen jetzt wohl fast erloschenen Stämmen des Mamorégebietes

Kayuaba, Mosekene, Movima, Ite, Itena und anderen wissen wir wenig. Vokabulare ihrer Sprachen geben Hervas und Heath (vgl. Brinton, Rasse, S. 359).

Die Chiquito, im östlichen Teile Boliviens 16° bis 18° südl. Br. bis zu den Xarayessümpfen sich ausdehnend, wurden frühzeitig für die Mission gewonnen. Ihr wichtigster Stamm waren die Manacica. Die früher als ein Stamm der Chiquito viel genannten Morotoco sind wahrscheinlich den Samuco des Chaco zuzurechnen, mit denen die Chiquito sich vielfach gemischt haben.

Charlevoix, Fernandes, Lozano, Castelnau und Orbigny haben sie geschildert. Ihre Sprache, deren Grammatik von Henri und Lucien Adam herausgaben, zeichnet sich durch außerordentlichen Reichtum an Kompositionsformen aus, während die Zahlenbegriffe ganz unentwickelt sind. Auch hier besteht ein besonderer Weiberdialekt.

II.

Völker des Chaco, Argentinien und Chiles.

1. Gran-Chaco. In keinem Teile des Kontinents hat die Klärung der ethnographischen Verhältnisse trotz des reichhaltigen Materials an Nachrichten solche Schwierigkeiten gehabt

wie in den weiten Ebenen westlich von Paraguay und der sich erschließenden Region der Pampas. Der Grund liegt in der ungläublichen Namenskonfusion bei den älteren Autoren, wie Charlevoix, Lozano, Aguirre, Azara, die erst in neuester Zeit durch die kritischen Arbeiten von Lafone Quevedo, Boggiani, Brinton, Colini einigermassen gehoben wurde. Eine gute Orientierung über alle einschlägigen Fragen und die Sichtung der reichen Literatur darüber hat Th. Koch in den Mitteilungen der Wiener ethnographischen Gesellschaft Bd. 32 und 33, sowie im Globus Bd. 81, 1902 gegeben. In demselben Bande dieser Zeitschrift hat P. Huonder die älteren Verhältnisse im Chaco behandelt (S. 387).

Übrigens gehört der nördlichste Teil dieses Gebietes, der Chaco boreal, zu den unbekanntesten Teilen Südamerikas, dessen Erforschung eigentlich jetzt erst eingeleitet wird. Beginnen wir mit den bekannten südlichen Chacostämmen, so ist hier in erster Linie die große kriegerische Gruppe der

Guaicuru zu nennen, deren Stämme den Mitte des XVI. Jahrhunderts auf dem La-Plata und links des Paraguay vordringenden Spaniern am meisten zu schaffen machten. Wenn auch die südlichen Tribus jetzt fast vernichtet sind, haben sich dafür weiter nördlich andere in voller Unabhängigkeit erhalten.

Schon Cabeza de Vacca erwähnt 1542 einen Stamm in der Gegend des heutigen Assuncion, unter dem Namen der Guaicuru, der dann später als Sammelname auf alle Völkerschaften des rechten Paraguayufers ausgedehnt wurde.

Die moderne Forschung rechnet auf linguistischer Grundlage folgende Völker dieser Gruppe zu:

a) Die **M b a y a**, die eigentlichen Guaicuru, die, ursprünglich im nördlichen Chaco lebend, auf das linke Paraguayufer übersetzten, wo sie in den Besitz des Pferdes kamen und damit ein nomadisches Räubervolk wurden. Ihr Hauptgebiet erstreckte sich zwischen 19° bis 23° östl. Br. Noch im Paraguaykriege spielten sie als Verbündete der Brasilianer eine Rolle. Doch waren sie damals schon in sieben großen Niederlassungen.

Von ihren sechs oder acht großen Horden, deren Namen bei den verschiedenen Autoren wechseln, haben sich heute nur noch die sogenannten **Cadioeo** bei Miranda im Matto Grosso als Hirtenstamm erhalten. (Boggiani „I Caduvei“, Roma 1895.) Von den **Kinikinau**, die zusammen mit den arowakischen **Tereno**, **Layano** und **Guana** bei Albuquerque am Paraguay in geringen Resten erhalten sind, ist es ungewiß, ob sie zu jenen oder zu den Guaicuru zu rechnen sind. Wahrscheinlich sind sie als Mischrasse zu betrachten.

b) Die **Abipon** waren im XVIII. Jahrhundert noch ein kriegerisches Reitervolk, das die weiten Gebiete vom Rio Bermejo bis Cordoba unsicher machte, bis es gelang, sie Mitte des XVIII. Jahrhunderts in Missionen zu vereinigen. Von ihnen besitzen wir die klassische Beschreibung des Jesuitenpaters **Dobritz-hoffer**, vielleicht die bedeutendste ethnographische Leistung des ganzen Missionszeitalters. Die Abipon sind bis auf spärliche Reste bei **Santa Fé** verschwunden. Dasselbe Schicksal erlitten ihre Verbündeten

c) die **Mocovi** oder **Mocuitt**, deren Historiograph Pater **Florian Baucke** war.

d) Ebenso sind auch die **Payagua**, die zur Zeit der Conquista gefürchteten Flußpiraten des Paraguay, bis auf schwache Reste in der Nähe von **Assuncion** erloschen.

e) Auch die **Lagunen** bewohnenden **Guachi** in den Sumpfdistrikten des Rio **Mondego**, die, in der Lebensweise ursprünglich den **Payagua** gleich, später fleißige Ackerbauer wurden, sind seit 1870 verschollen.

f) Der noch heute wichtigste, unabhängige Zweig der Guaicurugruppe sind die **Toba** oder **Ntochuitt**, ein ausgesprochen räuberisches Nomadenvolk, fast dieselben Züge darbietend wie die alten Guaicuru. Sie streifen zwischen Rio **Salado** und **Pilcomayo** von Paraguay bis an die bolivianische Grenze und noch weit in den nördlichen Chaco hinein, wo sie sich mit **Mataco-** und **Guaranistämmen** mischten.

Unterabteilungen von ihnen sind die am mittleren **Pilcomayo** hausenden **Pilaga** und die erloschenen **Aguilot**.

Die Sprachen dieser Gruppen dürfen als gut bekannt gelten, da alle vier Hauptidiome der

Mbaya, Mocovi, Abipon und Toba grammatisch bearbeitet sind. (Lafone Quevedo in den Veröffentlichungen des Museums von La-Plata.) Eine vergleichende Grammatik des ganzen Sprachstammes hat Lucien Adam entworfen.

Mataco. Nachbarn der Toba sind am mittleren und oberen Lauf des Bermejo die Mataco (Mataguayo), mit den Unterstämmen Guisnai, Nocten (Toconote) Vejos Chulupi, Chorote.

Mit Ausnahme der letztgenannten, die die schwedische Expedition unter Nordenskjöld uns vor kurzem bekannt gemacht hat, geraten die Mataco mehr und mehr in die Dienstbarkeit der Weißen. Anthropologisch repräsentieren sie einen scharf bestimmten kleinen aber kräftigen Menschenschlag, von stark brachycephaler Schädelbildung. Sie leben in sehr primitiven Hütten aus gebogenen Stämmchen. Ackerbau wird wenig von ihnen betrieben, indem die Algaroba (*Prosopis horrida*) ihre Hauptnahrungspflanze ist. Sie sollen eine straffe militärische Organisation unter einer Art von Kriegsadel der Njat ausgebildet haben. Pelleschi hat in seinem Werke „*Otto mesi nell gran Ciacco*“, Firenze 1881, eine ausführliche Beschreibung ihrer Verhältnisse gegeben.

Machicui oder **Muscovi**, unter diesen Namen hat Boggiani eine Gruppe von Stämmen zusammengefaßt, die man zum Teil früher ebenfalls als Langua bezeichnet. Es sind die Enima, Toosle, Sujen, Angaité, Sanapana, Sapuki und Guana (nicht mit den arowakischen Guana von Miranda zu verwechseln). Ihre Wohnsitze liegen am rechten Paraguayufer zwischen 24° — und 21° südl. Br. Ursprünglich Jagdnomaden, wie noch jetzt die Sujen, sind sie zum Teil durch Einfluß der Mbaya zum Ackerbau und zur Viehzucht vorgeschritten, verfertigen auch aus der Wolle ihrer Schafe gute Decken und Mäntel. Außer Boggianis Arbeiten liegen über sie vor Aufsätze von Koch, *Globus*, Bd. 78, S. 217 ff., sowie von Seymour Hartrey im *Journ. of anthr. inst. of G. Brintain*, N. S. 1901, p. 281 ff.

Die **Samuco** oder **Chamacoco** sind die Nachbarn der Machicui im nördlichen Chaco und werden schon im XVI. Jahrhundert in Schmiedels Berichten erwähnt. Es ist ein Jägervolk

ohne Pferde, unter primitiven Lebensbedingungen, aber erfahren in Herstellung kunstreicher, geschmackvoller Federzierate. Die den Paraguayern unterworfenen „zahmen“ Chamacoco leben am Paraguay selbst zwischen dem Fort Olympe und Puerto Pacheco, während ihre noch nicht von Reisenden besuchten wilden Genossen, die Tumanaha, weiter nordwestlich in der unbekanntem Wildnis ihr Dasein treiben. Sie sind als Verfertiger eigentümlicher langschäftiger Steinbeile bekannt. Sie sollen in vier Unterstämme unter einem Oberhäuptling zerfallen, der abwechselnd bei den einzelnen Subtribus residiert. Boggiani („*I Chamacoco*“, Roma 1894) berichtet von merkwürdigen Bräuchen bei der Brautwerbung, z. B. in andauerndem bis zur Erschöpfung oder Tod fortgesetztem Singen.

Die **Lule** und **Vilela** am Rio Salado im westlichen Teile des mittleren Chaco sind schon im XVIII. Jahrhundert christianisiert worden. Ihre Sprache hat Machoni grammatisch bearbeitet.

Eigentümliche Idole aus älterer Zeit sind von Quiroga im *Bol. soc. geogr. Arg.* XIX, p. 339 beschrieben.

Guato. Im nördlichsten Teile des Chaco haben sich im Paraguayquellgebiete Reste des merkwürdigen Wassernomadenvolkes der Guato erhalten, über die außer Castelnau in neuerer Zeit Koslowsky (*Rev. d. Mus. La-Plata* 1895) und H. Max Schmidt (*V. B. A. G.* 1902, S. 77 ff.) Mitteilungen machten. Der letztere behandelt die am See von Uberaba wohnende Horde. Beide Gruppen sind jetzt auf einige Familien reduziert. Ihre wichtigste Nutz- und Nährpflanze ist die Acuripalme, aus deren Blättern sie Schutzdächer und eigentümliche Moskitonetze anfertigen: Das von Schmidt gesammelte aber noch nicht veröffentlichte Sprachmaterial dürfte reichlich Aufschluß über die Stellung dieses eigenartigen Stammes geben.

2. Pampas und chilenisches Gebiet. Bezüglich der Ethnographie der durch ihre Raubzüge so lange übelberückichtigten Pampasstämme, die seit 25 Jahren sich definitiv der argentinischen Herrschaft unterworfen haben, und einer Art Halbsklaverei verfallen sind, herrschen ebenfalls noch vielfache Unklarheiten.

Unsicher ist namentlich die Stellung der zur

Zeit der Conquista am unteren La-Plata mächtigsten Stämme der Charrua und Querendi, von denen die ersteren auch Uruguay und einen Teil des heutigen Rio Grande de Sul inne hatten, während die letzteren im Gebiete der heutigen Provinz Buenos Aires bis an den Rio Carcarana (32° südl. Br.) saßen. Die argentinischen Forscher Quevedo, Outes und andere rechnen die Querendi zu den Guaicura, Brinton dagegen glaubt sie nach den überlieferten Eigennamen mit den Araukanern in Verbindung bringen zu müssen, die in späterer Zeit jedenfalls den ethnographischen Hauptbestandteil der Pampasstämme bildeten.

Araukaner. Die eigentliche Heimat der Araukaner oder Moluche ist bekanntlich Chile, wo sie der spanischen Herrschaft einen fast 200 jährigen heldenmütigen Widerstand entgegengesetzten. Sie sind das einzige südamerikanische Volk, das eine wirklich geschichtliche Rolle gespielt hat. Die wichtigsten neueren Arbeiten darüber sind: Polakowskys „Geschichte der Eroberung Chiles“, in Zeitschr. f. Erdk., Bd. XXII, und P. Guevaras „Historia de la civil. en Araucania. Anales de la univ. Santiago, Bd. 107 bis 110 (noch nicht abgeschlossen).

Trotz der reichen Literatur über dieses Volk besitzen wir noch keine klare und kritische Zusammenfassung alles Materials, sofern das große Werk von Medina „Los aborígenes de Chile“, Santiago 1882, viel zu kompilatorisch gehalten ist und zwischen den älteren und neueren Verhältnissen nicht genügend unterscheidet.

Immerhin ist die wissenschaftliche Kenntnis ihrer Sprache und ihrer Traditionen durch Lenz („Estudios Araucanos“, Santiago 1895/97) in hervorragender Weise gefördert worden. Ihre ursprüngliche Kultur hat im Laufe der Zeit mancherlei Wandlungen erfahren. Da der nördliche Teil Chiles bis zum Rio Maule unter peruanischer Herrschaft stand, hat die Inkakultur hier ihre Spuren hinterlassen, die uns in zahlreichen archäologischen Funden erhalten sind. Die Araukaner scheinen damals ein rein ackerbauendes Volk gewesen zu sein. Ihr Krieg mit den Spaniern hat dann ihr Verhältnis völlig umgestaltet. Durch den Erwerb des Pferdes sind sie ein Reitervolk von Viehzüchtern geworden, das zum Teil einen nomadischen Cha-

rakter trägt. Araukanische Reiterstämme haben sich so nach Verlust ihres heimischen Territoriums die Kordilleren überschreitend nach Osten hin über das Pampasgebiet verbreitet und sich vielfach mit anderen Völkern dieser Gebiete, wie Puelche und Patagoniern vermischt. Der bekannteste und wichtigste araukanische Pampasstamm waren die Ranqueles.

Man faßt die in ihrem ursprünglichen Zustande noch jetzt den Ostabhang der Kordilleren bewohnenden Araukaner als Pehuenche zusammen.

Ein Teil blieb in Chile zurück, der spanischen Herrschaft unterworfen, und bildet hier die christianisierte Bevölkerung der Provinz Arauco.

Diese südlichen Araukaner werden auch als Huilliche bezeichnet.

Als ausgestorben gelten die nördlichen im Gebiete von Coquimba und Santiago wohnenden Picunche.

Puelche. Ein anderes ethnologisches Element der Pampasindianer bilden die mit Araukanern einerseits und Patagoniern andererseits oft verwechselten, gegenwärtig so ziemlich ausgestorbenen Puelche (Ost-Leute, nach ihren araukanischen Namen). Sie streiften, in die drei Stämme der Toluhet, Divihet und Chechehet geteilt, zwischen Rio Colorado und Rio Negro. In ihrer Lebensweise näherten sie sich den Patagoniern, mit denen besonders die Chechehet Mischungen eingegangen sind. Sie sind von Falkner im XVIII. Jahrhundert genauer beschrieben. Lehmann-Nitzsche hat neuerdings ihr ethnologisches Verhältnis zu Araukanern und Patagoniern klargelegt (vgl. V. B. A. G. 1902, S. 347). Ihre Sprache ist noch wenig bekannt, doch hat de la Grasserie ein vergleichendes Vokabular derselben zusammengestellt. (Am. Congr., Paris 1900, p. 339 ff.) Man hat versucht, ohne genügenden Beweis, sie mit den alten, den Inkas unterworfenen Huarpes, im Gebiete von Mendoza in Verbindung zu bringen. Interessant ist die Art ihrer Totenbestattung in großen, klastertiefen, bedeckten Gruben, in denen die Skelette reich geschmückt in sitzender Stellung deponiert werden. Die Kammer wurde alljährlich geöffnet und gereinigt. (Falkner.)

3. Patagonien und Feuerland. Die Patagonier, Tsoneca oder Tehuelche (Tehuel-

könni) bilden die südlichste Gruppe der nomadischen Reiterstämme des Kontinents. Früher ausschließlich von Guanaco-, Pferde- und Straußenjagd lebend, sind sie später in den Besitz von Schafherden gekommen, werden aber durch die Ausbreitung der Schafe züchtenden Einwanderer mehr und mehr zurückgedrängt und sollen auf einige hundert Köpfe reduziert sein. Die älteren Angaben über ihre auffallende Körpergröße haben sich als übertrieben herausgestellt. Mäntel aus Guanacofellen mit bunt bemalter Innenseite bilden ihre Bekleidung, Lasso, Bolas und Speer ihre Bewaffnung. Bekannt sind sie uns hauptsächlich durch die klassische Beschreibung von **Musters** geworden.

Ihnen zuzurechnen sind auch die **Ona**, die armseligen Bewohner des Innern des Feuerlandes, ein mit Bogen bewaffnetes Jägervolk ohne Pferde, das uns wahrscheinlich den ursprünglichen Zustand der Patagonier vor dem Erwerb des Pferdes vor Augen führt. Sie gehören zu den am frühesten bekannt gewordenen Urbewohnern Südamerikas, da **Pigafetta**, der Begleiter **Magalhães**'ens, sie schon 1520 beschrieb. Später haben **Ramon Lista**, der englische Missionar **Bridges** und endlich die belgische Südpolarexpedition 1902 Nachrichten über sie gebracht.

Die Küstenbewohner des Feuerlandes, die südlichsten und zugleich primitivsten Aboriginer Amerikas, sind zuerst 1578 von **Francis Drake**, später von **Bougainville**, **Cook**, **Dumont d'Urville** und namentlich von **Charles Darwin** besucht worden. Die neuesten Beschreibungen verdanken wir der Expedition des italienischen Leutnants **Bove** 1881/82 (*Cosmos* VIII, 1884), sowie der französischen Expedition 1882, deren reiche ethnographische Ergebnisse hauptsächlich das Verdienst des Arztes **Dr. Hyades** sind. (Expedition auf Kap Horn V. Anthropologie, Paris 1885, bearbeitet von **Hyades** und **Deniker**). Ihre traurigen gegenwärtigen Zustände schildert **Spears**, „Gold diggings of Cap Horn,“ New York 1895.

Die Feuerländer der Küste zerfallen in zwei sprachlich verschiedene, aber in Lebensart und Sitte ziemlich übereinstimmende Stämme.

1. **Yahgan** am Beagle Channel, den Inseln am Kap Horn und auf der Insel **Navarin**, zum

Teil in der Mission **Ushuwaia** angesiedelt, hauptsächlich vom Molluskengang lebend.

2. **Alikaluf** oder wie früher oft **Pescheräh** genannt, auf den westlichen Inseln der chilenischen Küste bis zum **Chonos-Archipel** verbreitet, aber noch wenig bekannt. Sie leben unter etwas besseren Verhältnissen vom Fisch- und Robbenfang, denen sie in Segelkanus nachgehen. Diesem Stamme gehören die Familien an, die 1881 sich in Europa sehen ließen und hier mehrfach wissenschaftlich untersucht wurden.

III.

Völker der Andesländer.

Im Bereich der uralten Kulturgebiete des **Chibcha-** und **Inkareichs** sind naturgemäß die meisten Naturvölker, soweit solche überhaupt in jenen vorhanden waren, schon in präkolumbischer Zeit in den der mächtigeren Bevölkerung aufgegangen. In Peru besonders wurde von dem herrschenden Inkastamm, der über die anderen im Lande bestehenden Kulturnationen, wie **Chimu** und **Kolya** die Suprematie gewonnen hatte, systematisch auf eine Amalgamierung der verschiedenartigen Stämme des weiten Reiches hingearbeitet, sowohl durch Aussendung von **Kechua-Kolonien** im neuerworbenen Gebiete, wie auch durch Wegführung unterworfenen Stämme und Stammesteile in andere Gegenden. Nur wenige wilde Stämme der östlichen Grenzgebiete und des Westabhanges der **Kordilleren** von **Ecuador** konnten sich der **Inkamacht** entziehen, um dann freilich in die noch schlimmere Knechtschaft der **Spanier** zu geraten. Andere behaupteten auch diesen gegenüber zunächst ihre Unabhängigkeit, wie die **Jivaro** in **Ecuador**, die **Anti** in **Ostperu**, die **Yurakaré** in **Bolivien** und die meisten der **Betoyagruppe** angehörigen Stämme in dem an die **Ostkordilleren** sich anschließenden Tieflande (**Orejones**, **Encabellados** und **Umaua**).

1. **Kolumbischer Kulturkreis**. Die Träger der alten Kultur auf dem Hochlande von **Bogota** sind die

Chibcha oder **Muysca**, deren Sprache seit 150 Jahren erloschen ist. Als Völkergruppe sind sie jedoch keineswegs, wie man früher annahm, auf dieses Hochland beschränkt, sie müssen

vielmehr in älterer Zeit viel weiter nach Norden und Nordosten verbreitet gewesen sein. So sind als ihre nahen Verwandten die merkwürdigen, relativen unabhängigen Kögga oder Arhuaco der Sierra Nevada de Santa Marta zu betrachten, über die uns namentlich Sievers (Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. 1886, S. 387 ff.) und auf Grund älteren Materials Fr. Nicolai im Amer. Anthr. N. S. III, S. 606 berichtet haben. Ihre eigentümlichen Sitten und Trachten, besonders aber ihre religiösen Kultusgebräuche, deuten darauf hin, daß sich noch mancherlei Züge der alten Chibchazivilisation bei ihnen erhalten haben und erheischen dringend ein genaueres Studium.

Die von Ernst (Z. f. E. XVII 1885, 190) vermutete Verwandtschaft der Stämme bei Merida, also der Timotegruppe mit den Chibcha, hat sich nicht bestätigt, wohl aber sind jenseits des Isthmus von Panama solche Verwandte nachgewiesen. So sind nach Uhles Untersuchungen (Am. Congr., Berlin 1888, S. 466) einige Stämme, von Costarica wie Guaimi, Talamanco, Bribri (nicht aber Guatuso) der Chibchagruppe zuzurechnen.

Das alte Halbkulturvolk der Coiba oder Cueva, die eigentlichen Dariener, die in zahlreiche Stämme geteilt zwischen Guaimi und Choco von Chiriqui bis zum Urabagolf und Rio Atrato im Süden, nach Westen hin bis zum Rio Chagres und der Küste sich ausdehnten, scheinen kulturell sowohl zu den Stämmen von Nicaragua wie zu den Chibcha in Beziehung gestanden zu haben. Ihre Sprache zeigt wenigstens lexikalische Anklänge an die Chibchdialekte, wenn auch ihre grammatische Verwandtschaft noch nicht erwiesen ist. Jedenfalls genügen diese Verhältnisse, die auffällige Ähnlichkeit der archäologischen Funde von Veragua und Chiriqui mit den kolumbischen zu erklären. Außerdem hat Brinton („Studies“, p. 60) in Nicaragua selbst Chibchaelemente konstatiert, indem die Mangles, ein den Chiapaneken von Chiapas verwandter Stamm, einerseits durch die Guaimi, andererseits durch die Mazateken von Oaxaca beeinflußt sind, so daß damit die ethnologische Brücke zwischen dem Süd- und Nordkontingent Amerikas gegeben ist.

Aus geographischen, archäologischen und

linguistischen Gründen hält Uhle die nördlichen Ebenen Kolumbiens und die Küste von Darien für die älteste Heimat der Chibchastämme vor ihrer Differenzierung.

Auch die alten Stämme des Caucaats, die ebenfalls, wie ihre Keramik und hochentwickelte Goldindustrie zeigen, einen ziemlich hohen Kulturgrad erreicht hatten, möchte Uhle der Chibchagruppe zurechnen, was aber noch unentschieden ist.

Zwischen den Flüssen Magdalena und Cauca lebten besonders im Berglande der Zentralkordilleren noch andere allophyle Stämme, deren Reste die heutige Paez und Moguex sind. Die ersteren faßt Brinton zusammen als

Paniquita-Gruppe, zu denen die Musos am Magdalena, die Paez in den Kordilleren, die Paniquita im Quellgebiete zwischen Magdalena und Cauca und die Pijao bei Popayan gehören oder gehörten.

Die Moguex rechnet Brinton mit den Totoro wie Coconuco und Guanuco zur

Coconuco-Gruppe. (Vgl. Brinton, Rasse S. 190 bis 106 und Doy, Am. Congr., Berlin 1888, S. 753.)

Timote. In den Ostkordilleren von Merida und ihren Abhängen haben sich Reste der früher bedeutenden, in zahlreiche Stämme¹⁾ zerfallenden

Timotegruppe erhalten, über die neuere Mitteilungen von Ernst (Z. f. E. XVII, 1885) vorliegen.

Die Timote hatten, wie ihre hochentwickelte Agrikultur und ihre Baumwollindustrie und ihre Sitte, die Toten in unterirdischen Steingewölben beizusetzen, engere Beziehungen zum Chibchareich von Bogota, wofür auch zahlreiche Lehnwörter sprechen. Die von Ernst behauptete Verwandtschaft ihrer Sprache mit den Idiomen von Costarica und damit auch mit den Chibcha hat sich nicht bestätigt (Brinton, Studies p. 59).

2. Der peruanische Kulturkreis bietet ein verhältnismäßig einfaches ethnographisches Bild dar.

Das herrschende Volk waren in historischer Zeit die

¹⁾ Brinton gibt eine Liste von 29 Namen nach Ernst und Ignacio Lares (Actos de la Acad. Venez. 1886). Vgl. „American Race“, S. 179.

Kechua (Quechua, Khetshua), die noch heute die Hauptmasse der indianischen Bevölkerung des Gebirgslandes bilden.

Ihre ursprüngliche Heimat ist nach Brinton auf dem Hochlande von Ecuador zu suchen, wo die Quitu, Ayahuca u. a. die altertümlichsten Dialekte redeten. Auch an der Küste werden sie durch uralte Stämme, wie die Cara, Manta und Huancavilca vertreten. Der anderen Hochebene folgend, breiteten sie sich bis zum Titicacasee aus, während am Westrande des Gebirges erst der Rio Maule in Chile ihnen die südliche Grenze setzte. Die Einflüsse ihrer Kultur und Sprache gehen aber noch viel weiter. Wir begegnen solchen im Norden am Rio Napo und seinen Nachbarströmen, am Huallaga und Beni und endlich an den Abhängen des bolivianischen Plateaus bis ins Chacogebiet hinein, wo der Chalchaqui, Omagua und Huarpe oder Allentiak im Gebiete des heutigen Mendoza unter ihrem Einflusse standen. Der Name Kechua umfaßt ursprünglich nur die Bevölkerung einer Provinz am oberen Apurimac und wurde erst nach der Conquista auf das Volk und die Sprache des ganzen Landes angewendet. (Tschudi, Beiträge, S. 69 ff.)

Von den zahlreichen das Kechua redenden Stämmen gewann der der Inka bei Paucartambo frühzeitig die Suprematie über die anderen und machte Cuzco zum Mittelpunkte eines Kulturreiches, in dem alle Stämme, auch solche fremder Abkunft, zu einer Einheit verschmolzen werden sollten, was aber in weit geringerem Maße gelang, als man bisher annahm.

Von anderen Stämmen seien hier nur erwähnt die Chanca in Ayacucho, die Huanca im Sausatal, die Lamano bei Truxillo. Ein ausführliches Verzeichnis gibt Brinton, Rasse, S. 216.

Als der Inkaherrschaft nicht unterworfenen Stämme werden genannt: die Malaba am Esmeraldafluß in Ecuador, die Tuca im Gebiete von Pasto und die angeblich noch ganz wilden Maca im Quellgebiete des Rio Morona in Ostecuador, die nach Art der Jivaros leben sollten.

Ob die alten Calchaki im südöstlichen Bolivien, im Gebiete von Tucuman und Catamarca, die ansehnliche Kulturdenkmäler hinterlassen haben, als äußerste Ausläufer der Kechua

nach Südosten hin anzusehen sind, ist, wegen des gänzlichen Mangels an sprachlichen Belegen, noch unentschieden. Brinton ist ein entschiedener Vertreter dieser Ansicht, da, abgesehen von dem engen Zusammenhang der Calchaki-Kultur mit der peruanischen, noch heute korrumpierte Kechuadialekte in jener Gegend gesprochen werden. Wahrscheinlich aber sind, wie Quevedo und Ihering annehmen, die Calchaki ein Mischvolk von Kolya, Kechua und vielleicht auch Guarani-Elementen.

Daß auch die zur Zeit der Conquista bei Jujuy ansässigen Omagua von Brinton als ein Kechuastamm betrachtet worden sind, ist bereits erwähnt.

Unverkennbare Kechua-Einflüsse haben auch einige Chacostämme, besonders die Guaicuru und endlich die zum Teil ihrer Herrschaft unterworfenen Araukaner erfahren. In Bolivien sind die

Kolya (Colla, Kol'a) oder auch **Aymara** genannt, das Hauptvolk.

Ihr Verhältnis zu den Kechua ist noch nicht völlig geklärt. Man hat beide Sprachen für verwandt oder doch urverwandt, andererseits aber auch trotz zahlreicher Übereinstimmungen für grundverschieden erklärt, auch die Aymara für das ältere Kulturvolk und Lehrmeister der Inkas angesehen. Vor allem ist, wie Markham nachwies, festzuhalten, daß der Name Aymara den Kolya gar nicht zukommt, vielmehr nur eine in ihrem Gebiete angesiedelte Kechuakolonie bezeichnet, die sich dann allmählich das Kolya-idiom aneignete (Tschudi, Beitr., S. 71). Eine eigene Aymara-Nation mit besonderer Sprache existiert also nicht.

Die eingeborenen Kolya mit den Hauptstämmen der Caranca, Lapaca, Pacasa und Quillagua hatten ihr Zentrum am Titicacasee, wo die großartige Kulturstätte von Tihuanaco als ihre Schöpfung gilt, ob mit Recht, ist noch nicht entschieden. Jedenfalls ist diese Gegend der Schauplatz ihrer Stammesmythe vom Heros Viracocha, die später auch die Inkas ihrer Tradition zugrunde legten. Die neueren Ausgrabungen von Bandelier und Uhle haben ergeben, daß auch in anderen Teilen des peruanischen Reiches, besonders an der Stätte des alten Pachacamac im Küstengebiete in den

älteren Schichten Reste jener vorinkaischen Tihuanacoperiode erhalten sind.

Uru. Inmitten der Kolyabevölkerung leben am Titicacasee noch Bruchteile der jetzt ziemlich verkommenen Uru oder Puquina als selbständige Gruppe, deren Sprache kürzlich von Uhle erforscht wurde. Die von Raoul de la Grasserie unter diesem Namen behandelte Sprache („Langue Puquina,“ Leipzig 1894) scheint einem anderen Volke anzugehören.

Yunka. Ethnologisch bedeutsamer und Träger einer alten, eigenen Kultur auf peruanischem Boden sind die Yunka oder Chimu, die im Gebiete von Truxillo an der Küste großartige Denkmäler hinterlassen haben, während ihre Artefakte, besonders künstlerische keramische Produkte, als „peruanische Altertümer“ unsere Museen füllen.

Ihre Sprache ist seit etwa 150 Jahren erloschen.

Wegen ihrer sehr niedrigen Kulturstufe fast den Naturvölkern zuzurechnen sind an der öden Atacamaküste die

Likan-antai oder Atacameños, ein Fischer-volk mit isolierter Sprache. Ob die südlich von ihnen unter noch dürftigeren Verhältnissen nomadisierenden

Chango zu ihnen gehörten, ist noch ungewiß.

Anthropogeographie.

Was wir über die Verbreitung, die Wanderungen und gegenseitigen Penetrationen der verschiedenen Stammesgruppen wissen, ermöglicht uns, die Anthropogeographie Südamerikas wenigstens in ihren Hauptzügen zu entwerfen.

Seine ältesten Spuren hat der Mensch im südlichsten Teile des Kontinents im Pampasgebiete und Patagonien hinterlassen, wo seine Koexistenz mit der ausgestorbenen diluvialen Tierwelt als erwiesen gelten darf. Auf die interessanten Fragen, die sich an die kürzlich erfolgte Entdeckung des Grypotheriums und seiner Beziehungen zum Menschen knüpfen, sei hier nur hingewiesen (vgl. Globus, Bd. 76, Nr. 19; Bd. 77, S. 61). Abgesehen von diesen urzeitlichen Resten reichen auch die sogenannten Paraderos Argentinien, sowie die Muschelhaufen (Sambaquis oder Kjökkenmöddinger) der

chilenischen und südbrasilianischen Küsten, die in ihren ältesten Teilen jetzt ausgestorbene Konchyliden enthalten, sehr weit in die Vorzeit hinauf. Von den Stämmen, die in historischer Zeit jene Gebiete bewohnten, tragen mindestens die Patagonier und Feuerländer einen so altertümlicher Charakter, daß wir sie nur gezwungen als die Nachkommen jener Urvölker ansprechen können.

Derselbe altertümliche Zug haftet auch den Gësstämmen des brasilianischen Plateaus, namentlich aber ihren niedrigsten Vertretern in den Bergwäldern seiner östlichen Abdachung zur Küste an. So tragen denn auch die wenn auch nicht unbestritten fossilen, so doch ein sehr hohes Alter bekundenden Schädel der Höhlen des östlichen Minas geraes alle anthropologischen Charaktere der Botokudengruppen an sich.

Was die Andeshochländer anlangt, so spricht schon der Umstand, daß in Peru und Bolivia der Mensch seinen ganzen Organismus den Höhenverhältnissen anzupassen und eine in den Körperproportionen scharf ausgeprägte andine Rasse herauszuzüchten vermochte, für das hohe Alter der Bevölkerung. Eine Kulturhöhe, wie wir sie in den uralten Monumenten am Titicacasee bewundern, setzt eine überaus lange Entwicklungszeit voraus, was auch die neuesten anthropologischen Forschungen in Peru bestätigen. Jüngerer Charakter trägt die Kultur des Chibohavolkes, das aus nördlicheren Tiefländern auf das Hochland von Bogota gelangte.

Wahrscheinlich sind auch die relativ hoch entwickelten Arowaken von Guayana und den Küsten und Inseln des Antillenmeeres, die in so vielen Dingen die Lehrmeister der übrigen geworden sind, der ältesten Bevölkerungsschicht zuzurechnen. Doch läßt sich zurzeit noch nicht mit Bestimmtheit sagen, welcher Teil dieses weiten Gebietes als ihre Urheimat zu betrachten ist.

Wir stehen jedenfalls vor der Tatsache, daß die die Tiefländer des Orinoko und Amazonas umgebenden Hochebenen und Gebirgsketten eine Bevölkerung einheitlicheren und altertümlicheren Charakters haben, als jene großen Stromgebiete selbst, und daß in diesen der Mensch erst verhältnismäßig spät heimisch wurde.

Diese Hochebenen, sowie im Süden die eine Welt für sich bildende Steppenzone der Pampas und Patagoniens, dürften der Schauplatz der Völkerdifferenzierung sein. Vom brasilianischen Plateau zogen Tupi- und Karai- von den Ostkordillere Betoya- und Panostämme in das Amazonastal, während in entgegengesetzter Richtung von Nordwesten her die Arowaken sich zwischen sie schoben und gemeinsam mit ihnen auch das Orinokotiefeland okkupierten. Alle Verhältnisse dieser Riesenströme begünstigten eine weitgehende Zersplitterung und gegenseitige Penetration der Stämme und Horden. Das Gewirr natürlicher Kanäle, die ein Flußsystem mit dem anderen verbanden, ermöglichten ein Hin- und Herwechseln nach allen Richtungen und gegenseitige Akkulturation. Dieser Prozeß erfuhr noch besondere Modifikationen durch das Vordringen der Weißen, vor deren Sklavenjagden und rücksichtsloser Bedrückung sich immer neue Stämme und Stammesbruchteile in die entlegendsten Gegenden stromaufwärts zurückzogen, während andere, die sich unterwarfen, in Missionen vereinigt und trotz ethnographischer Verschiedenheit zu einer künstlichen Einheit zusammengeschweißt, den Grundstock der heutigen zivilisierten Indianerbevölkerung bildeten.

Nur die Gēs-Nationen nahmen an dieser Wanderung ins eigentliche Tiefland nicht teil, sondern rückten sehr allmählich in westlicher Richtung zum Xingu und Tapajoz vor.

Ebenso sind im Süden die Patagonier stets auf ihre Halbinsel beschränkt geblieben, wie auch die primitiven Stämme des nördlichen Chaco, während die südlichen Chacoindianer, besonders die Guaicuru, aus dem bolivianischen Gebiete nach Südosten gewandert zu sein scheinen. Übrigens hat die Umwandlung dieser Stämme in Reitervölker die ursprüngliche Gruppierung stark verwischt. Erst mit der Einführung des Pferdes hat sich der Zug nach Osten hin stärker geltend gemacht. Namentlich sind die Pampasstämme Neubildungen, die erst durch die ostwärts wandernden Araukaner zur Entwicklung gekommen sind, nach Vernichtung der alten Querendbevölkerung.

Kulturverhältnisse.

Dieser anthropogeographischen Gliederung entsprechen auch die Kulturverhältnisse der Hauptstämme. Ihre allgemeinen Grundzüge werden durch die physische Natur des Kontinents bestimmt. So bedingt der geologische Bau des Landes auf weite Strecken hin einen auffallenden Mangel an Steinen und zwar gerade im Bereich des wirtschaftlich so wertvollen Amazonas-tieflandes. Es fehlt deshalb hier eine Steinzeit in unserem Sinne. Nur in Patagonien ist sie bis in die historische Zeit hinein voll entwickelt, während in den Andengebieten frühzeitig Kupfergeräte mit und ohne Zinnzusatz den Steinwerkzeugen sich beigesellen. Sonst sind überall Steinäxte verhältnismäßig selten und müssen, wo sie noch im Gebrauch sind, vielfach von weither importiert werden. Jetzt sind sie freilich bei den meisten Stämmen durch eiserne Werkzeuge ersetzt. Aber auch die kleineren Instrumente werden, soweit sie nicht aus Holz oder Bambus bestehen, aus Knochen, Zähnen und Klauen von Tieren gefertigt. Schon deswegen bleiben Jagd und Fischfang überall als gleichberechtigt neben der Agrikultur bestehen und die Weltanschauung des Jägers beherrscht das ganze geistige Leben des Indianers, namentlich seine animistischen Vorstellungen. Das besonders im Osten massenhaft vorkommende Eisen ist nirgends benutzt worden, dagegen hat der Reichtum an guten Tonen die Keramik bei vielen Stämmen zu hoher Blüte gelangen lassen.

Die Flora bringt eine große Fülle Textilpflanzen, Baumwolle, Bastmaterialien usw., dagegen sind die eigentlichen Nährpflanzen insofern von geringem wirtschaftlichen Wert, als sie ihrer Natur nach leicht dem Verderben ausgesetzt, das Ansammeln von Vorräten erschweren.

Die Fauna Südamerikas ist bekanntlich durch die geringe Entwicklung der höheren Säugtiere charakterisiert, daher ist die Jagd relativ unergiebig und es hat sich Haustierzucht, abgesehen von den Kordilleregebieten, gar nicht entwickeln können. Desto bedeutsamer ist der Fischfang, der mit mannigfachen, teilweise außerordentlich sinnreichen Fangmethoden be-

trieben wird, unter denen jedoch Netz- und Angelfischerei fehlen, wahrscheinlich, weil die scharfen Zähne der weitverbreiteten Piranha-fische diese Fangmethode von vornherein unmöglich machten. Die Farbenpracht der südamerikanischen Vogelwelt hat die hohe Entwicklung des Federschmucks herbeigeführt und auch die künstlerischen Fähigkeiten der Indianer beeinflußt.

Was die einzelnen Kulturzonen anlangt, so sind die reich bewässerten waldbedeckten Tiefländer der großen Stromgebiete des Amazonas, Orinoko und der Küstenflüsse Guayanas die eigentliche Heimat des primitiven Ackerbaues und zwar in Form des ausschließlich von Weibern betriebenen Hackbaues.

Hier wurden die Hauptkulturpflanzen erworben oder verbreitet, hier gelang der Findigkeit des Naturmenschen die erstaunliche Leistung, eine Giftpflanze wie die Manioka für die menschliche Nahrung nutzbar zu machen, die dann später auch für andere Tropenländer, besonders Afrika, eine hohe wirtschaftliche Bedeutung gewann. Auch Palmenarten und wilde Fruchtbäume erhielten durch zweckbewußtes Anschonen den Charakter domestizierter Pflanzen. Die männliche Bevölkerung gewann den Unterhalt durch Jagd und Fischfang mit den primitiven, aber zweckmäßigen Werkzeugen, wie die Natur sie darbot.

Die charakteristischen Waffen der Südamerikaner, Bogen und Pfeil, erreichten hier den Höhepunkt ihrer Vollkommenheit und das hier erfundene Blasrohr wurde im Verein mit dem Pfeilgift ein neues unschätzbare Hilfsmittel zur Existenz. Der Gebrauch vergifteter Waffen ist auf eine ziemlich scharf abgegrenzte Zone beschränkt, nämlich auf die Gebiete westlich von Madeira und nördlich vom Hauptstrom des Amazonas. Ostperu, das Rio Negrogebiet und Guayana sind darin die Hauptbezirke.

Unter den heutigen Verhältnissen geben uns freilich nur noch einige Völkerschaften ein Bild solchen zwar primitiven aber relativ behaglichen, allen Erfordernissen des Naturmenschen entsprechenden Lebens. Es sind dies namentlich Mundruku, Mauhé, die Uaupéationen, sowie die größeren Stämme Guayanas, soweit sie noch dem europäischen Einflusse entrückt sind.

Dagegen hat dieser sonst am Hauptstrom des Amazonas auf die eingeborene Bevölkerung vernichtend gewirkt. Von den zahllosen Stämmen, die hier nach Orellanas und nach Acuña's Berichten im XVI. und XVII. Jahrhundert in wohleingerichteten Dörfern beide Ufer bewohnten, so dicht, daß man, wie Acuña sagt, in einem Dorfe das Holzschlagen in dem anderen hören konnte, ist jetzt rein nichts mehr vorhanden. Manche seltene Schaustücke unserer Sammlungen, wie schön geschnitzte Keulen, kunstvolle Grünsteinfiguren und die technisch vollendeten, reich ornamentierten keramischen Produkte eigenartigen Stils, die sich an alten Siedelungs- und Begräbnisplätzen des unteren Amazonas, auf Marajo und im nordöstlichen Küstenland finden, geben von dem hohen Kunstfleiß jener verschollenen Bevölkerung Kunde.

Auch an den Küsten des Antillenmeeres herrschte zur Zeit der Conquista ein reges Kulturleben mit lebhaftem Seeverkehr (besonders in Darien und an der Küste von Cartagena und Cumana), das in vielen Zügen ganz an die Verhältnisse auf den Großen Antillen erinnert. Oviedo und Petrus Martyr berichten darüber ausführlich. Leider lassen sich die damals kultiviertesten Stämme, die Baumwollzeuge webten und Edelmetall bearbeiteten, wie z. B. die Pacabuya, nicht mehr mit Sicherheit identifizieren. (Vgl. Waitz, Anthr. d. Naturv. III, S. 381).

Die Zone günstiger Existenzbedingungen setzt sich auch noch weiter auf das brasilianische Plateau hin fort, dem Laufe des Tocantins und Araguaya, Xingu und Tapajoz folgend, und zwar soweit als größere Waldungen die Ströme begleiten, und gibt demgemäß auch den Anwohnern ein den eigentlichen Amazonasstämmen ähnliches Gepräge.

Erst da, wo offene Kamp- oder Lateritformationen mit ihrer krüppeligen Vegetation beginnen, in denen schmale Galeriewälder an Stelle der kompakten Flußwaldung (Hylaea) treten, erscheinen Völker niedrigerer Stufe, die zum Teil ganz den Charakter von Jagdnomaden tragen. Dieses Verhältnis ist auf dem großen brasilianischen Plateau in Matto Grosso und Goyaz in typischer Weise ausgeprägt. Mit dem

Beginn reichlicherer Bewaldung treten am oberen Xingu und Tapajoz auch Stämme mit entwickelteren Lebensformen auf, die in allem wesentlichen denen des Amazonas sich angleichen, wogegen weiter südlich die das offene Land bewohnenden Bororo durchaus barbarische Lebensverhältnisse und Sitten zeigen. Eine Mittelstellung nehmen die großen Gês-Nationen ein. Sie haben zwar zum Teil eine ziemliche Höhe erreicht, wie die Cayapo und Akuä, zeigen aber ihre kulturelle Inferiorität durch das Fehlen der Keramik, der Weberei und damit der Hängematte, sowie der Schifffahrt. Eine scheinbare Ausnahme bilden die relativ sehr hoch stehenden Caraya, vorwiegend Fischerei und Agrikultur treibende Flußanwohner im offenen Kamplande, die aber höchstwahrscheinlich erst in neuerer Zeit von Nordwesten her in das Araguayagebiet eingewandert sind.

Minder ausgeprägt ist dieser Gegensatz in Guayana, dessen klimatisch begünstigte, relativ fruchtbare Savannenländer große Stämme von ansehnlicher Entwicklung beherbergen, die auch seit Jahrhunderten einen lebhaften Austausch mit den Waldbewohnern unterhalten.

Sehr wenig günstig für die Kultur sind dagegen die Verhältnisse im Chacogebiete gewesen. Wassermangel zur Zeit der Dürre, überschwemmte Flächen und Sümpfe zur Regenzeit haben der menschlichen Betätigung hier die größten Hindernisse bereitet, gleichzeitig aber auch die Besiedelung durch Weiße verhindert. Die großen Bestände einer wilden Nährpflanze, der Algaroba, erklären hier die schwächere Ausbildung der Agrikultur. Da öfteres Wechseln der Wohnsitze je nach der Jahreszeit nötig ist, begnügen sich die meisten Stämme besonders im Norden mit überaus primitivem Obdach, wie an Bäumen aufgehängten Decken oder Matten. Die südlichen Stämme, wie Guaicuru, haben durch den Erwerb des Pferdes und eines Viehbestandes, besonders an Schafen, neue Existenzbedingungen gewonnen. Alle Stämme, die Schafe haben, entwickelten die Wollweberei, die auch bei Araukanern und Pampas sich einbürgerte.

Das Reiterleben bedingte auch eine Änderung in der Bewaffnung. Während der Speer die eigentliche Hauptwaffe wird, Lasso und

Bolas mit höchster Virtuosität gehandhabt werden, verschwindet der Pfeilbogen, der schon im südlichen Chaco verkümmert erscheint, bei Pampasstämmen und Patagoniern gänzlich. Nur bei den der Pferde entbehrenden Ona bleibt er im Gebrauch, und die steinernen Pfeilspitzen an den prähistorischen Fundstellen im Lande zeugen noch von seiner früheren Verbreitung. Eine analoge Degeneration des Bogens zeigt sich übrigens auch bei dem Hirtenvolk des Nordens, den Goajiro.

Die kulturell niedrigsten Stämme sind auch in Südamerika Randvölker (im Sinne Ratzels) wie an der Südspitze die Feuerländer, am Ostrande die niederen Gês, Botokuden und Verwandte, an der Orinokomündung die Warran, im Westen die Bewohner der Atacama-wüste und andere. Aber auch im Inneren des Kontinents finden sich durch lange Isolierung unter ungünstigen Lebensbedingungen rückständig gebliebene, vielleicht auch entartete Horden dieser Art, wie die Guayaki in Paraguay und die Guahibo des Orinokoquellgebietes.

Überhaupt tragen alle Stämme, die sich den Flüssen aufwärts in die entlegensten Winkel der großen Waldgebiete hineingeschoben haben und damit gewissermaßen auf einen toten Punkt gekommen sind, einen inferioren Charakter, auch wenn sie einer sonst weit entwickelten Familie angehören. Wie weit stehen die Arawaken des Purus, Jurua und Huallaga hinter denen von Guayana und gar der Antillen zurück!

Schon der Mangel an Steinen und damit an Äxten, genügt, um einen primitiven Stamm, der in solche Gebiete verschlagen wird, der Hyläa gegenüber als machtlos hinzustellen. Dazu kommt die Ungunst der hygienischen Verhältnisse durch die ausgedehnten alljährlichen Überschwemmungen, der Insektenplage usw.

Wirkliche Kulturreiche erblühten in Südamerika nur im Andenhochland. Doch haben, wie mehrfach erwähnt, die Chibcha die ihrige wahrscheinlich erst von nördlichen Ebenen her auf das Plateau von Bogota importiert, während in Peru und Bolivien eine autochthone Ausbildung anzunehmen ist.

Wie das zustande kam, wissen wir nicht, aber Peschels Hypothese gibt uns einen

Fingerzeig. Nach ihm waren es unternehmende Jägervölker, die auf die Puna vordrangen, um den Lamas nachzugehen und nun hier gleichzeitig zwei wichtige Nährpflanzen, die Kartoffel und die Quinoahirse fanden, die ihnen dauernde Niederlassung in der Nähe der Jagdgründe gestatteten. Gelang es nun den Ansässigen, Lamaherden einzuhegen, wie dies später allgemein geschah, so war damit die Möglichkeit einer Domestikation eines wirtschaftlich nutzbaren Tieres gegeben, das nicht nur Fleisch, sondern auch Wolle für die im kalten Klima nötige Kleidung lieferte und endlich auch als Lasttier Verwendung fand. Der ganze Prozeß mag sich analog der Domestizierung des Rindes in der Alten Welt, nach E. Hahns Hypothese, abgespielt haben.

Was den Kulturbesitz im einzelnen anlangt, so sind wir, dank dem seit mehreren Dezennien wieder erwachten Sammeleifer und durch die älteren Befunde unserer Museen darüber im ganzen gut unterrichtet. Von den wichtigsten Völkergruppen, soweit sie noch im XIX. Jahrhundert zu beobachten waren, kennen wir ihre Ausstattung an Waffen und Geräten, die Typen des Hausbaues, die Kleidung oder ihren Ersatz, Schmuckmittel, künstliche Körperdeformationen usw., so daß jetzt relativ selten nur völlig neue Formen in unsere Museen gelangen. Originalstücke aus älterer Zeit sind allerdings äußerst selten. Sie finden sich am zahlreichsten in den Sammlungen von Rom und Kopenhagen.

Indessen bleibt für das Studium der geographischen Verbreitung der einzelnen Objekte und der sich ergebenden Formverwandtschaften noch das meiste zu tun.

Auf die ethnologische Bedeutung der Verbreitung der Hängematte, gewisser Lippenzierate und Tätowierungen, wurde bereits hingewiesen. Systematisch ins Detail durchgeführt sind solche Untersuchungen aber nur für wenige Objekte. Wir besitzen an einschlägigen Arbeiten zurzeit nur Hermann Meyers Untersuchungen über die Formen des Pfeilbogens in Brasilien (Leipzig 1894), Max Schmidts vergleichende Beschreibung der Feuerbohrer (Z. f. E. XXXV, 1903, S. 75), denen auch eine Darstellung der Flechtarbeiten folgen soll.

Ferner die Übersicht der Wurfbretter von Krause (Int. Arch. f. Ethn. XV, S. 121 ff.) und der Harpunen von Mason in seiner hauptsächlich den Eskimoharpunen gewidmeten Arbeit in Reports of the U. S. National Museum for 1900, p. 189—304.

Dringend nötig wären ähnliche Untersuchungen über Keramik, Weberei, Obdach und Hausbau, Bekleidungs- und Schmuckformen.

Wir würden dadurch in den Stand gesetzt sein, den Prozeß der Akkulturation zwischen den Stämmen der einzelnen ethnographischen Provinzen klarzulegen, also die kulturgeographischen Zentren zu bestimmen.

Wenn auch von vornherein jeder Stamm seine bestimmten charakteristischen Eigentümlichkeiten in Tracht, Schmuck, Bewaffnung und sonstiger Ausstattung an Kulturobjekten hat, die sich dann meist auch noch mehr oder weniger variierend bei allen Bruderstämmen derselben Gruppe wiederfinden, so ist dies doch nur so lange die Regel, als die verwandten Stämme kontinuierlich ein Gebiet erfüllen. Breitet sich die Gruppe dagegen weiter aus, so daß manche ihrer Glieder in entlegenen Gegenden mit allophylen Stämmen in Berührung kommen, so bildet sich in der neuen Umgebung durch Zusammenleben Nachahmung, Connubium, Handel ein besonderer Kulturtypus heraus, an dem Stämme verschiedensten Ursprungs teilnehmen, unter Verwischung ihrer ursprünglichen Eigenart.

Solchen lokalen Kulturtypen begegnen wir z. B. im Xinguquellgebiet, wo Tupi, Karaiben, Arowaken und Gēs in Akkulturation getreten sind und die letzteren dabei auch die ihnen ursprünglich nicht zukommenden Hängematten und Rindenkanus von den Nachbarn übernommen haben.

Ebenso haben sich in Guayana die drei erstgenannten Gruppen zu einer ethnographisch ausgeglichenen Gemeinschaft entwickelt, so daß die Karaiben Guayanas zwar den Arowaken ähnlicher erschienen als den Karaiben des Xingu. In Ostperu besteht eine gegenseitige Angleichung zwischen Pano und Arowaken, im Süden zwischen Araukanern, Puelche und Patagoniern; im Gebiete des Uaupé zwischen den Betoyastämmen, Arowaken (Tariana) und Karaiben (Arekuna).

Eine wichtige Rolle spielt hierbei natürlich der Handel, der bekanntlich überhaupt bei Naturvölkern weit lebhafter ist, als vielfach angenommen wird. Die meisten Stämme haben gewisse Spezialindustrien als Ortsgewerbe herausgebildet, deren Art von dem in dem betreffenden Gebiete vorkommenden Rohmaterial abhängt, dieses sowohl wie fremde Produkte werden im Austausch gegen andere Bedarfsartikel fremder Herkunft von Stamm zu Stamm weiter gegeben, wobei manche Völkerschaften sich eifersüchtig das Recht des Zwischenhandels zu wahren wissen. Die wichtigsten Artikel sind Tongefäße, Kalebassen, Baumwolle, Hängematten, Kanus, Salz, Pfeilgift und Pfeilmaterial und Steinbeile und natürlich europäische Importartikel. Für Guayana hat Im Thurn, für das Xingugebiet von den Steinen und später Schmidt diese Verhältnisse ausführlich erörtert.

Eine interessante Erscheinung ist die Degeneration gewisser Objekte in historischer Zeit. So sind Wurf Bretter als Speerschleudern, die bei gewissen Stämmen älterer Zeit auf den westindischen Inseln und bei den alten Tapuya des niederländischen Brasiliens statt des Bogens im Gebrauch waren und überhaupt dessen Vorläufer gewesen zu sein scheinen, bei den meisten anderen zur Sportwaffe herabgesunken, wie am Xingu und Araguaya. Der Bogen selbst ist, wie früher erwähnt, bei den nomadischen Reiterstämmen des Chaco in verkümmerter Form im Gebrauch und bei Pampasindianern und Patagoniern ganz verschwunden.

Ebenso sind die früher im Osten oft erwähnten Schilde jetzt nur noch bei wenigen entlegenen westlichen Stämmen wie den Jivaro und den Nana am Jurua anzutreffen, während sie bei den Warrau im nördlichen Guayana ebenfalls Sportsinstrumente (zum gegenseitigen Wegstoßen) wurden. Die Lederpanzer der Araukaner und Patagonier kommen in verkümmerter Form noch in Chaco vor.

Sehr ungenügend ist unsere Kenntnis der sozialen Organisation. Von den niedrigeren Stämmen wissen wir darüber so gut wie gar nichts. Das Gentilwesen mit mutterrechtlicher Sippenordnung scheint am deutlichsten bei den arowakischen Stämmen im Norden sowohl wie im südwestlichen Amazonasgebiete entwickelt.

Von den Arowaken Guayanas kennen wir durch Im Thurn 50, von den Guajiro durch Candelier 30 solcher Sippen, die durch Tier- und Pflanzennamen bezeichnet sind. Von den Paurari, Jamamadi und Ipurina hat neuerdings Steers eine Anzahl Clannamen mitgeteilt. Auch bei Araukanern und Chacostämmen scheinen sie entwickelt. Hier tritt auch eine Gliederung in Stände, besonders die Ausbildung eines Kriegsadels auf, wie überhaupt straffere Organisation, militärische mit stärkerer Häuptlingsgewalt. Einen fast despotischen Charakter trug diese bei den Taino, wo sie in manchen Zügen an die der Polynesier erinnert.

Pubertätsweihen mit körperlichen Peinigungen durch Geißelung oder Ameisenbisse, bei Mädchen durch Klausur und Räucherungen sind weit verbreitet, besonders im Amazonagebiete. Bei den Karai ben der Inseln und Guayanas mußten sich früher auch Kandidaten der Häuptlingswürde solchen Flagellationen unterziehen, die bei anderen Guayanastämmen auch periodisch bei Festen und Leichenfeiern vorkommen. Höchstwahrscheinlich liegt allen derartigen Geißelprozeduren ursprünglich ein sexuelles Motiv zugrunde, eine Frage, die zu genauerer Prüfung herausfordert.

Die Sitte des Männerkindbetts (Couvade) ist am meisten ausgesprochen schon von alters her bei sämtlichen Karai ben, sowie auch bei Abipunern und anderen Chacostämmen bekannt, in abgeschwächter Form kommt sie bei den Arowaken und Betayostämmen vor.

Auch über die Rechtsverhältnisse wissen wir wenig und müssen davon das meiste aus zerstreuten Beobachtungen der Reisenden herauskonstruieren. Solche liegen hauptsächlich vor von den Guayanastämmen, Goajiro, Caraya, Bororo, Uaupé, Guato, Chacostämmen und Araukanern. (Vgl. im übrigen Post, „Grundzüge der allg. Rechtsw.“, S. 199.)

Martius' zusammenfassende Arbeit „Über den Rechtszustand der Ureinwohner Brasiliens“ genügt modernen Ansprüchen nicht mehr, da man oft nicht weiß, auf welchen Stamm sich die Angaben beziehen.

Auffallend unentwickelt sind die Religionsanschauungen der südamerikanischen Naturvölker, die im allgemeinen nicht über Animismus

und Geisterglauben in ihren rohesten Formen, nämlich unklare Furcht vor den Seelen Verstorbener oder gewissen in Tieren oder Fabelwesen sich manifestierenden Naturdämonen, hinausgelangt sind. Sie erscheinen daher in dieser Beziehung weit weniger ihren von tiefem, religiösen Gefühl besetzten nördlichen Brüdern geistesverwandt, als den Australiern und Papuas. Nicht immer sind dabei gute und böse Geister als wesensverschieden aufgefaßt. Die Idee einer Unterordnung jeder dieser Kategorien unter eine besondere höhere Potenz ist selten und da, wo sie vorkommt, wie bei Inselkaraiben, Osttupi und Chacostämmen, nicht ohne Verdacht christlicher Beeinflussung.

Betreffs der Einzelheiten dieses Seelen- und Geisterglaubens sei auf die vortreffliche Monographie von Koch „Der Animismus der südamerikanischen Naturvölker“, Supplement zum Int. Archiv f. Ethn., Bd. XIII, 1900, verwiesen.

Der Begriff eines großen Geistes als höchsten Wesens ist der indianischen Psyche im Urzustande völlig fremd und auch in Nordamerika bekanntlich erst ein Produkt späterer Entwicklung; ein Umstand, der den Missionaren von jeher die größten Schwierigkeiten bereitete, da dieser Begriff in den einheimischen Sprachen durch kein passendes Wort auszudrücken war. Im spanischen Amerika half man sich durch einfache Übernahme des spanischen Wortes „Dios“, während in Brasilien der Ausdruck „Tupan“ adoptiert wurde. Die Osttupi bezeichneten damit den Blitz oder einen ihn verursachenden Dämon bzw. Zauberer als Inkarnation eines solchen. Jedenfalls ist die Identifizierung von „Tupan“ mit „Gott“ durchaus willkürlich. Wo wir diesen Namen bei Stämmen des Innern begegnen, ist mit Sicherheit direkter oder mittelbarer Einfluß der früheren Missionare anzunehmen. Er ist deshalb auch bei Stämmen, die erst im letzten Jahrhundert bekannt wurden, nicht nachweisbar und gilt als Gott der Weißen.

Überhaupt sind merkwürdigerweise eindrucksvolle Naturerscheinungen, wie Donner, Blitz, Regen, Regenbogen, Meteore sowie Gestirne für Ausbildung eines Glaubens an höhere Mächte ohne Bedeutung geblieben. Diese in der arischen und nordamerikanischen Mythologie so bedeutsamen Elemente spielen hier nur insofern eine Rolle, als

in der kosmogonischen Sage der Kulturheros oder dessen Abkömmling, die die Welt und ihre Lebewesen in die gegenwärtige Form gebracht und dem Menschen alle guten Dinge übermittelt haben, zu ihnen in Beziehung stehen. Im allgemeinen sind sie einfach Manifestationen mächtiger Zauberer, deren mächtigster natürlich der Kulturheros selbst ist.

Bei den andinen Völkern haben solche Heroen, wie innerhalb der ganzen altamerikanischen Kulturwelt überhaupt, deutlichen Zusammenhang mit dem Tag- und Nachtgestirn, dem Urgötterpaar, als dessen Abkömmlinge sie meist erscheinen, um schließlich ganz mit der Sonne identifiziert zu werden, wie Nemterequeteba oder Botshika bei den Chibcha, Pachakamac und Viracocha bei den Peruanern. Dagegen scheint der „knochenlose“ Kon der Yunka eine Personifikation des Windes zu sein. Natürlich beschränkte sich auch in Peru der Volksglaube trotz des offiziellen Sonnenkultus auf die abergläubische Scheu vor den uralten Naturdämonen; wo Sonne und Mond als „Gottheiten“ außerhalb der andinen Region auftreten, wie auf den Großen Antillen und an der Nordküste zur Zeit der Conquista, sind wohl zentralamerikanische Einflüsse anzunehmen.

Nur eine Naturerscheinung, freilich auch die gewaltigste und eindrucksvollste, hat dem Wilden das Dasein einer unbekannteren höheren Macht eindringlich zu Gemüte geführt, nämlich der Vulkanismus. So gilt denn der gewaltige, stets tätige Feuerberg des östlichen Ecuador, der Sangay den Jivaro und Zaparo als Sitz eines übermächtigen Geistes. Bei den Araukanern haust Pillan, ihr Nationalgott, auf einem der tätigen Vulkane ihres Gebietes.

Mit der mangelnden oder rudimentären Gottesidee der Naturstämme steht im Einklang das gänzliche Fehlen von Kultushandlungen, Opfern, Gebeten; Pferdeopfer kommen zwar bei Araukanern und Patagoniern vor, sind aber bei ersteren mit Sicherheit auf peruanische Beeinflussung zurückzuführen.

Idole sind mit Sicherheit nur bei den Taino und in Anlehnung an sie bei den Inselkaraiben konstatiert, wie die sogen. *Zemes*, die wohl Ahnengeister darstellen (etwa nach Art der malaischen). Bei den Chacostämmen (Guaicuru) sind Nach-

ahmungen christlicher Heiligenbilder ebenfalls als die Ahnenbilder im Gebrauch. Bei einigen Stämmen der Tacanagruppe sollen Holz- und Steinidole in Tempeln ausgestellt sein. Genaueres ist aus den unklaren Berichten von Armentia und Labre darüber nicht zu ermitteln und wir dürfen wohl auch hier auf peruanische Einwirkung schließen.

Wo sonst Idole von alten Missionaren erwähnt worden, scheint es sich um phantastische, in Männerhäusern als „Tempeln“ aufgehängte Maskenkostüme zu handeln, mit denen die christlichen Fanatiker meist nichts Besseres anzufangen wußten, als sie zu verbrennen. Ein Analogon aus neuerer Zeit ist die Art, wie Pater Coppi im Jahre 1885 bei den Uaupé die Masken und Sakralgeräte beim Juruparifest profanierte, wobei er fast ein Opfer seiner Unbesonnenheit wurde.

Maskentänze als Ausdruck animistischer Ideen sind viel weiter verbreitet, als man bisher annahm, und wenn man will, als erster Anfang von Kulturhandlungen zu betrachten. Seitdem Spix und Martius die ersten Mitteilungen über solche Feste bei den Ticuna und Passé brachten, hat sie Wallace u. a. bei den Uaupés beschrieben. Die späteren deutschen Reisenden haben sie in ganz neuen Maskenformen im Xingugebiet und am Araguaya nachgewiesen. In anderen Gegenden, wie Guayana und am Purus, werden Masken durch aus Holz geschnitzte Figuren ersetzt, die die Träger in der Hand tragen. Lehmanstrich und Blätterhüllen werden gleichfalls verwandt. Neben den Masken sind Schwirrbretter, Flöten oder Schalmeyen als magische, Geisterstimmen andeutende Objekte im Gebrauch.

Auf die eigentliche Bedeutung dieser Maskeraden können wir vorläufig nur indirekt nach den freilich oft schlagenden Analogien in Nordamerika, Afrika und namentlich der papuanisch-melanesischen Inselwelt schließen. Da die meisten Masken Tiere darstellen, so handelt es sich wohl, wie in Nordamerika, in den meisten Fällen um eine zeremonielle versinnbildlichte, magische Beeinflussung theromorpher Wesen (Tiergeister), durch die eine Vermehrung der Tiere oder günstige Jagdergebnisse herbeigeführt werden sollen. In anderen Fällen sind

es dramatische Darstellungen von Stammestraktionen, die bei wichtigen, die Gemeinde betreffenden Ereignissen, Initiationsweihen, Haus- und Dorfbauten, Leichenfeiern und dergleichen veranstaltet werden.

Beziehungen dieser Feste zu Männerbünden sind deutlich, sofern überall die Tendenz hervortritt, den Frauen die aktive Beteiligung daran zu verwehren und ihnen gegenüber einen geheimnisvollen Nimbus aufrecht zu erhalten. Dieser verschafft den Männern als Eingeweihten die Suprematie über die Weiber, die unter dem Banne des Geisterglaubens suggestiv in geistige Abhängigkeit von ihnen gerieten. Deshalb ist ihnen auch der Anblick der Masken und Sakralgeräte außerhalb der Festzeit bei schwerer Strafe verboten, während andererseits die maskierten Tänzer ihr Inkognito sorgfältig zu wahren haben, namentlich auch nicht fallen dürfen. Genau den gleichen Vorschriften begegnen wir bekanntlich bei den Maskentänzen der Nordwestamerikaner und Papuas und anderer Naturstämme.

Dagegen ist es unerwiesen, ob auch hier wirkliche Schamanengeheimgesellschaften unter Obhut besonderer Schutzgeister bestehen, wie in Afrika und Nordwestamerika.

Die Schamanen oder Zauberärzte sind die mit magischen Kräften begabten Vermittler zwischen den Menschen und der Geisterwelt, zu deren wichtigsten Praktiken Geister- und Krankheitsbeschwörung, Traumdeutung und Hexerei gehören. Letztere umfaßt außer Wetter- und Jagdzauber ganz besonders das Töten von Feinden oder Nebenbuhlern aus der Ferne, sowie die Abwehr solcher Einflüsse seitens feindlicher Schamanen. Die dabei zugrunde liegenden Vorstellungen, der sogenannte Kenaima-Glaube, ist durch Im Thurn „Among the Indians of Guiana“, p. 329 ff. vortrefflich analysiert worden.

Im einzelnen unterscheiden sich die schamanistischen Bräuche nicht wesentlich von denen anderer Völker, bedürfen also kaum näherer Erörterung.

Bei den Kulturnationen, wo sich ein besonderer Priesterstand herausgebildet hat, sind die höheren Priesterklassen Träger des Kultus. Die niederen, mit dem Volke direkt verkehrenden, die eigentlichen Schamanen, die, wenn auch

offiziell verachtet, ihren Einfluß auf die abergläubische Menge sich zu sichern wußten. So stellten sich in Peru den Wilka oder Opferpriestern die Rikuch als die Auguren und die Wichsa als Zauberer gegenüber.

Mythen und Stammestraktionen sind gleichfalls nur in wenigen Bruchstücken bekannt und noch dazu vielfach in einer Form, die christliche Einwirkungen oder doch willkürliche Umdeutungen seitens der Missionare vermuten läßt. Schlimmer noch ist es, daß nur selten Missionare unbefangen genug waren, solche heidnischen und damit eo ipso törichten Fabeln überhaupt aufzuzeichnen. Das Verdienst, zuerst eine indianische Mythe einigermaßen exakt und vollständig aufgenommen zu haben, gebührt dem Hugenottenführer Villegaignon (um 1550). Sie wurde von Thevet in seiner *Cosmographie universelle* (1583) überliefert¹⁾ und darf trotz mancher Unklarheiten als ein überaus wichtiges Dokument betrachtet werden, da sich manche Züge darin später bei den Guarayo, Uaupé und Guayanastämmen wiedergefunden haben. (Nach Cardus, Stradelli, Im Thurn u. a.)

Aus älterer Zeit seien noch die Legenden der Taino (Petrus Martyr), der Yurakaré (Orbigny) erwähnt. Aus neuester Zeit sind neben Barboza Rodriguez' Materialien von Uaupé- und Tapajozstämmen die von K. von den Steinen mitgeteilten Mythen der Zentralkaraiben (Bakairi) und der Paressi die wichtigsten. Fragmente sind von mir selbst bei den Caraya und Ipurina gesammelt. Von den Gésstämmen liegt nur von den Caingangs Material vor (Lucien Adam, *Am. Congr., Paris 1900, p. 320 ff.*)

Diese Sagen sind im wesentlichen mit Tierfabeln verquickte Heroenmythen. Eine eigentliche Schöpfung fehlt, insofern Himmel, Wasser, Erde, bisweilen auch Menschen oder Halbwesen zwischen Mensch und Tier, als vorhanden angenommen werden. Ein großer Zauberer als Kulturheros, der manchmal, wie bei den Arowaken des Nordens und den Inselkaraiben, mit dem ersten Menschen identifiziert war, gibt der Erde die Form, vernichtet oder modifiziert sie durch Feuer oder Wasserfluten, bewirkt die

Differenzierung von Mensch und Tier, wobei manchmal erst nach verschiedenen vergeblichen Versuchen die richtigen Gestalten gefunden werden. Die Vollender des Werkes sind meist andere Kulturheroen, die als Brüder, Zwillingso- oder Halbbrüder gedacht, Sonne und Mond schaffen oder herbeiholen, Ungeheuer töten, dem Menschen die Kulturgüter bringen. Es geschieht dies in der Regel unter Vermittelung von Tieren, die ihre besonderen Merkmale und Eigenschaften bei dieser Gelegenheit erwerben. Die Brüder haben dabei allerlei Prüfungen und Gefahren zu bestehen, geraten auch wohl feindlich zusammen, bis sie endlich, zum Himmel aufsteigend, unter die Gestirne versetzt werden oder auf geheimnisvolle Weise verschwinden.

Die bekanntesten dieser Brüderpaare sind bei den Osttupi: Tamenduaré und Arikuté, bei den Guarayo: Abaangui und Zagueguayu, bei den Yurakaré: Tiri und Caru, bei den karibischen Bakairi: Keri und Kame (also den arowakischen Bezeichnungen für *Kamu* Sonne, und *Kiri* Mond in umgekehrtem Sinne entsprechend, worüber K. von den Steinen sich ausführlich äußert). („Naturvölker Zentral-Brasiliens“, S. 372 ff.). Schon die Namen beweisen hier die gegenseitige Beeinflussung, aber auch in Nord- und Zentralamerika (bei den Maya) hat der ganze Mythenkreis so auffallende Analogien, daß ein Zusammenhang hier kaum abzuweisen ist. Weniger deutlich tritt der Mythos bei den Andenvölkern hervor, wo nur die Pachakamacasage Anklänge darbietet.

Das wichtigste Element der Mythenbildung sind im übrigen die Tiere, da die Annahme der Wesenseinheit von Mensch und Tier die Weltanschauung dieser Naturvölker völlig beherrscht. Tiere verwandeln sich ohne weiteres in Menschen und umgekehrt. Sie gelten als mit magischen Kräften begabt, da der Mensch ihnen die wichtigsten Güter, Kulturpflanzen, Werkzeuge, besonders Feuer verdankt. Die Kulturheroen selbst erscheinen oft in Tiergestalt und die Herleitung der Stämme von tierischen Ahnen ist etwas sehr gewöhnliches.

Die spezielle Stammestraktion läßt die Ahnen des Volkes entweder im Himmel oder unter der Erde in der Unterwelt hausen, von wo sie durch eine Öffnung auf die Erde ge-

¹⁾ Der von Denis („Une fête brésilienne à Bouen“, Paris 1850, p. 31 ff.) gegebene Auszug macht das Original nicht entbehrlich.

langen oder sich vom Himmel mittels einer Schlingpflanze herablassen. Die Öffnung wird dadurch verschlossen, daß eine Person darin stecken bleibt, so daß ein Teil des Volkes nicht folgen kann. Sterne und Sternbilder sind die im Himmel weilenden Vorfahren. Auch diese Züge lassen sich bis über den ganzen nordamerikanischen Kontinent verfolgen und deuten auf einen seit Urzeiten bestehenden Legenden-austausch, ebenso wie die zahlreichen Tierfabeln, von denen ein Teil aber auch europäisch beeinflusst ist. Wir besitzen solche namentlich aus dem Amazonasgebiet von der dortigen Caboclobevölkerung (nach Barboza Rodriguez und Couto Magalhães), aus Guayana (nach Brett und Im Thurn) von Araukanern (nach Lenz) und endlich die noch ganz originalen der Bakairi (nach v. d. Steinen).

Schluss.

Die Aussichten auf eine gedeihliche Fortentwicklung der ethnologischen Detailforschung in Südamerika, die sich nach langer Pause durch die Entdeckungen der letzten 20 Jahre darzubieten scheinen, haben sich um die Jahrhundertwende leider erheblich verschlechtert durch die zunehmende wirtschaftliche Erschließung des Kontinents. Insbesondere ist es die enorm gesteigerte Nachfrage nach Kautschuk, die im Gebiete des Amazonas wie auch auf dem Plateau von Matto Grosso immer neue bisher unberührte Gegenden in den Bereich des Handels zieht und dadurch die Ureinwohner der „Kultur“ und zwar zunächst nicht den besten Elementen unter ihren Vertretern dienstbar macht. Es haben sich dabei in entlegenen Gebieten, namentlich im Osten von Peru und Bolivien, Zustände entwickelt, die an die schlimmsten Zeiten der Conquista erinnern und heutzutage ihr Gegenstück nur im sogenannten „unabhängigen Kongostaate“ finden. Menschenraub, Sklavenjagden, blutige Repressalien mit Mord und Totschlag auf beiden Seiten sind an der Tagesordnung und eingeschleppte Krankheiten vollenden schließlich an den Eingeborenen das Vernichtungswerk.

Wir müssen unter diesen Umständen zu-frieden sein, wenigstens einen Teil der noch

unbekannten Stämme auf Sprache und Kulturbesitz oberflächlich untersuchen zu können. An Material fehlt es nicht, wenn wir bedenken, daß z. B. das Land zwischen den großen Amazonas-tributären größtenteils noch eine völlige Terra incognita ist und auch die Ostabhänge des Andes noch zahlreiche, meist freilich ziemlich feindselige Urvölker beherbergen. Das aber ist nicht die Hauptsache, sondern muß gegenüber der viel wichtigeren intensiven Forschung an einzelnen dafür günstigen Punkten zurückstehen. Im allgemeinen sind wir über die wichtigsten Kultur- und Sprachverhältnisse schon ziemlich gut unterrichtet. In unseren Museen hat sich schon eine Fülle von Material angesammelt, das der Verwertung harret. Aber diese ist in wissenschaftlicher Weise nur möglich, wenn aus jeder Hauptgruppe mindestens ein Stamm so genau wie einige der nordamerikanischen in Sprache, Sitte, Soziologie und Ergologie bekannt ist, um als Typus seiner Familie dienen zu können. Davon sind wir aber in Südamerika noch himmelweit entfernt, obwohl die Aufgabe in vielen Fällen bei den einfachen Verhältnissen und der leichten Erlernbarkeit der Sprachen nicht so überaus schwierig ist. Zur Vervollständigung unserer sprachlichen Kenntnisse, Ausarbeitung von Grammatiken, Aufnahme von Texten von Volkstraditionen bedarf es zumeist nicht einmal des Vordringens in entlegene unwirtliche Gegenden zu schwierig zu behandelnden wilden Stämmen, vielmehr können auch an Missionsstationen, auf Indianerkolonien, selbst bei einzelnen Individuen im Dienste der Weißen, wie sie namentlich am Amazonas zahlreich sind, noch die wichtigsten Ermittlungen angestellt werden, sofern der Beobachter nur über Zeit verfügt. Das beste, was wir wissen, verdanken wir vielfach solchen halbzivilisierten Indianern, nachdem es gelungen war, ihr anfängliches Mißtrauen zu besiegen. Was auf diesem Wege zu erreichen ist, haben anderwärts die so außerordentlich ergebnisreichen Untersuchungen Haddons bei den Insulanern der Torresstraße gezeigt. Auf unserem Forschungsgebiete sei an den Bakairi Antonio und den Caraya Pedro Manco als treffliche Gewährsmänner erinnert. Für Forschungen über religiöse Vorstellungen, Feste und soziologische Einrichtungen

ist natürlich längerer Aufenthalt bei einem der Stämme selbst unerlässlich. Hier würden leicht erreichbare, unter günstigen Siedelungsverhältnissen lebende Stämme wie Caraya, Cayapo am Araguaya und einige am oberen Xingu, besonders die Camayura, ein vortreffliches Beobachtungsmaterial abgeben.

Die methodische archäologische Erforschung der alten Kulturländer der Anden wird, wenn auch langsam, so doch kontinuierlich ihren Weg weitergehen, da ihr sowohl von europäischer wie nordamerikanischer Seite ein zunehmendes Interesse entgegengebracht wird. Hier liegt im Verzuge nichts weniger als eine Gefahr, sofern nur die einheimischen Regierungen die mutwillige Zerstörung von Denkmälern und unbefugtes Durchwühlen von Gräberfeldern durch Unberufene verhindern können.

Obwohl kein südamerikanischer Staat jemals in der Lage sein dürfte, ein dem Bureau of Ethnology in Washington vergleichbares wissenschaftliches Zentrum für alle auf die Ureinwohner und ihre Geschichte bezüglichen Arbeiten zu schaffen, so müssen wir doch jetzt schon dankbar anerkennen, daß bereits in einigen Ländern die mit den Landesmuseen verbundenen wissenschaftlichen Institute sich eifrig an der ethnologischen und archäologischen Arbeit beteiligen. Es sind dies namentlich diejenigen von Rio, S. Paulo, Para, La-Plata, Cordoba, Santiago, Caracas und Georgetown. Auch hier stehen im fremden Dienste deutsche Forscher in erster Reihe, so daß wir hoffen dürfen, daß Deutschland auch dem amerikanischen Wettbewerb gegenüber noch lange die Führerrolle auf diesem interessanten Gebiete der Amerikanistik sich wahren werde.

Neue Bücher und Schriften.

Lumholtz, Carl M. A., *Unknown Mexico. A record of five years exploration among the tribes of the western Sierra Madre; in the Tierra Caliente of Tepic Jalisco; and among the Tarascos of Michoacan.* London. Macmillan and Co., 1903. Vol. I u. II, 530 u. 483 S.

In dem vorliegenden Werke bringt der Verfasser eine Beschreibung seines fünfjährigen, in die Zeit zwischen 1890 und 1898 fallenden Aufenthaltes unter den Eingeborenen des nordwestlichen Mexiko. Die Ausführung des Werkes entspricht den hohen Erwartungen, mit welchen man von vornherein an dasselbe herantritt. Schon in der Wahl des Gebietes, welches Verfasser zum Gegenstande seiner wissenschaftlichen Untersuchungen machte, liegt das Großartige des ganzen Forschungsunternehmens. Handelt es sich doch um Gegenden und Völkerstämme, von denen wir bisher noch gar keine brauchbaren Angaben hatten und deren Erforschung deshalb von großem Interesse ist, weil sie die Brücke bilden zwischen den in letzter Zeit immer mehr in den Vordergrund wissenschaftlicher Betrachtung getretenen Völkerschaften des südwestlichen Teiles der Vereinigten Staaten und der alten mexikanischen Kulturstaaten.

Wie die dem ersten Bande beigefügte Übersichtskarte zeigt, wählte Verfasser als Reiseroute den Höhenzug, welcher das nördliche Mexiko von Norden nach Süden durchzieht, und lebte so mit Völkerstämmen zusammen, die noch infolge ihrer Abgeschlossenheit von der europäisch beeinflussten Bevölkerung einen großen Teil ihrer einheimischen Lebensweise und Ge-

wohnheiten bewahrt haben, wenn auch hier natürlich schon manche europäische Einflüsse mit ihrer christlichen Ideenwelt Eingang fanden.

Ogleich, wie Verfasser im Vorwort S. 14 angibt, das Endziel seines ganzen Forschungsunternehmens dasjenige gewesen ist, die Beziehungen aufzuhellen, in welchen die alten Kulturen der Puebloindianer der südwestlichen Vereinigten Staaten zu denen des Tales von Mexiko uventual stehen, so werden doch durch diese speziellen Gesichtspunkte die reine Sachlichkeit und Vielseitigkeit der Unternehmungen selbst sowie ihrer Schilderung in keiner Weise beeinträchtigt. Da wo nicht die gegebenen Verhältnisse den Verfasser veranlaßten, allein ohne andere Begleitschaft als die der Eingeborenen unter den letzteren zu leben, hatte er sich zeitweise mit einer größeren Anzahl von verschiedenen Gelehrten umgeben, so daß als Ergebnis der Reisen ein sehr vielseitiges Material vorliegt, das abgesehen von den bekannten von Lumholtz selbst verfaßten Schriften auch von anderen Gelehrten der Öffentlichkeit übergeben wurde.

In bezug auf diese schon vorangegangenen Veröffentlichungen, welche schon einen großen Teil des Materials enthalten, ist das vorliegende Werk als eine wertvolle Zusammenfassung und Ergänzung anzusehen, durch welche das interessante Material auch weiteren Kreisen als nur Fachleuten zugänglich gemacht wird. Die ethnologischen, archäologischen, zoologischen und botanischen Ergebnisse sind geschickt dem Rahmen der eigentlichen Beschreibung der Reise eingefügt, welche letztere vor allem wegen der Liebe und Hoch-